

UB Gießen

OSR

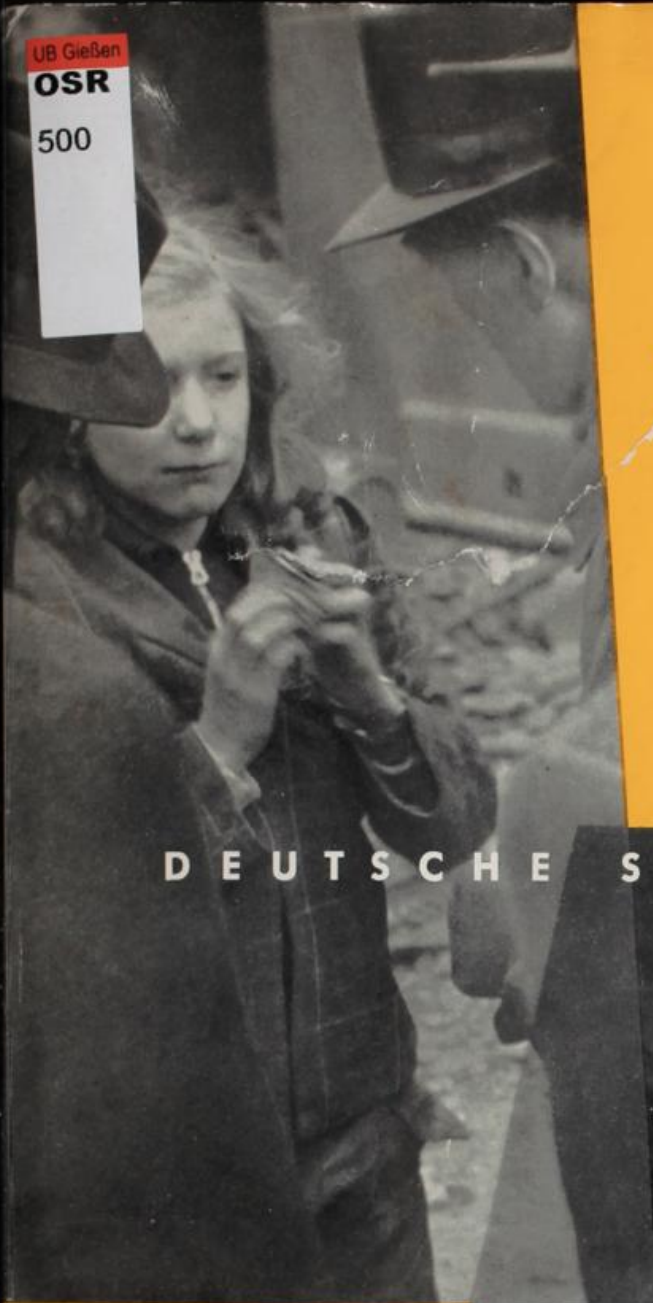
500

HILMAR PABEL

JAHRE UNSERES LEBENS

DEUTSCHE SCHICKSALS BILDER

CONSTANTIN VERLAG



Wer diesen Bilderband in die Hand nimmt, erwarte nicht ein Werk systematischer Vollständigkeit. Dem Autor dieser Bilder ging es nicht darum, den Ablauf der Zeit vom Kriegsbeginn über siegreiche Vormärsche, über das Grauen der Rückzüge bis zum bitteren Ende mit Bildern zu begleiten oder gar das „Wunder“ des Aufstiegs nach dem tiefsten Fall unserer Geschichte zu illustrieren. Ihm ging und geht es immer nur um den Menschen und seinen Weg in diesen Jahren. So ist ein Buch entstanden, in dem das Schicksal eines Volkes sich zeigt, das morgen, tausendmal schlimmer noch, das Schicksal aller Völker sein kann. Die Menschheit steht heute vor einer ihrer größten Entscheidungen. In den Händen Weniger liegt heute die Zukunft der Erde. Wenn diese Wenigen sich ihrer Verantwortung vor dem Schöpfer dieser Erde und vor den Menschen bewußt wären, wenn sie sich zu Gandhis Glauben an die Gewalt der Gewaltlosigkeit bekennen, zu einer Politik des Herzens, dann könnte die Zeit der Kriege—unwürdig einer Menschheit, die das Wort Humanität so gern im Munde führt,—zu Ende gehen. Dann würde den gequälten Völkern endlich auch das Größte geschenkt, was Menschen überhaupt einander geben können: Liebe und Frieden.

IM BERTELSMANN-
LESERING

UB GIESSEN



27 012 264

UB Gießen

OSR

500

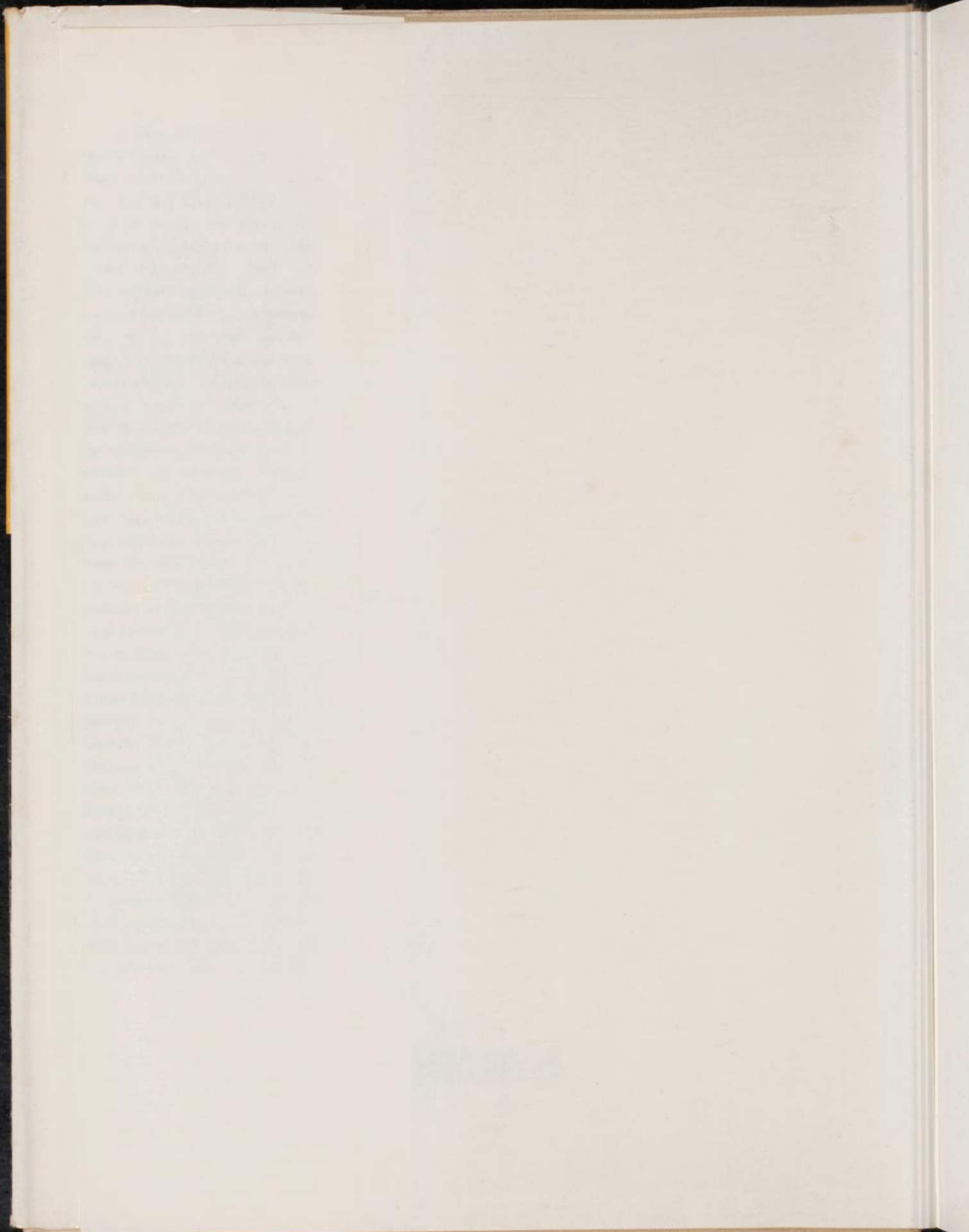
OSR 500

UB GIESSEN



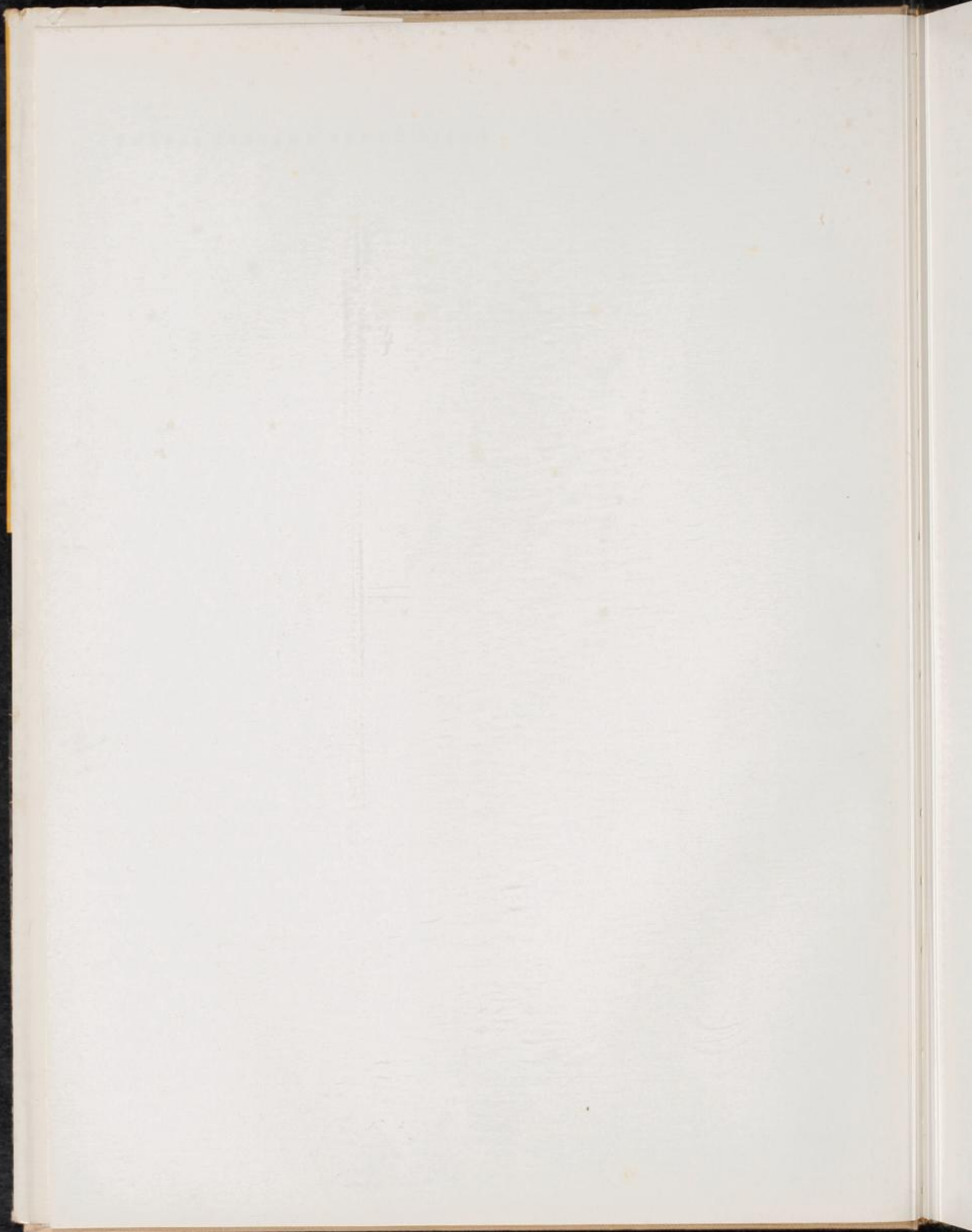
27 012 264





PABEL · JAHRE UNSERES LEBENS

JAHRE
UNSERES
LEBENS



H I L M A R P A B E L

**JAHRE
UNSERES
LEBENS**

1 9 5 6

I M B E R T E L S M A N N - L E S E R I N G

Heike Duill
Marianne Gross
Breidensteiner Weg 74
60489 Frankfurt
Tel. 069/7893368

Duill

Einband- und Umschlaggestaltung von Hans-Joachim Kirbach
Textredaktion von Willi Steinborn

27.01.204
Univ.-Bibl.
Gießen

Lizenzausgabe für den Bertelsmann-Lesering mit Genehmigung des Constantin-Verlages Stuttgart
Copyright 1954 by Constantin-Verlag Stuttgart · Klischees: Graphische Kunstanstalt Willi Berger, Stuttgart
Druck: Graphischer Großbetrieb Lübecker Nachrichten GmbH.

Die modernen Kriege machen viele Menschen unglücklich, solange sie dauern, und niemanden glücklich, wenn sie vorüber sind. GOETHE

HABEN WIR DAS WIRKLICH ERLEBT? wird sich mancher bestürzt fragen, wenn er in diesen Bildern blättert. Das Vergangene versinkt schnell, so scheint es. Wie flüchtig und ungenau wir uns aber seiner erinnern mögen, deswegen wird es nicht um so gewisser Vergangenheit. Vielmehr besteht die Gefahr, daß, was wir hinter uns zu haben glauben, plötzlich als zukünftiges Schicksal uns entgegenkommt, — gerade, wenn wir nicht geneigt sind, uns zu erinnern. Wer vor der Geschichte die Augen am festesten schließt, der wird am gewissesten ihr nächstes Opfer — eben jener alten, abgestandenen, kraftlosen und doch mechanisch in sich weiterkreiselnden, gewalttätigen, schrecklichen Geschichte. Soll die bisherige Geschichte nicht immer wieder unser Los sein, soll das Geschehene keine neue Drohung werden, soll das Vergangene wirklich vergangen sein, dann hilft wahrscheinlich nur, daß wir das Vergangene ständig vergegenwärtigen, daß wir uns die Bilder unserer Erlebnisse vor Augen halten, daß wir bei Büchern wie diesem verweilen. Allein das helle Bewußtsein unsrer dunklen Herkunft kann auf unsre dunkle Zukunft einen lichten Schein werfen.

Diese Bilder aus den letzten 15 Jahren sind Dokumente — Dokumente eines Herzens. Hilmar Pabel ist Kameramann. Er steht an der Front der Zeit. Unablässig beobachtet sein Auge, was um ihn vor sich geht. Er ist ein genauer, aber dennoch kein objektiver Beobachter. Andere bedienen den Auslöser mit dem Zeigefinger, Pabel — mit dem Herzen. Und dieses Herz ist brennend und vor allem anderen am menschlichen Ereignis beteiligt. Das Geschehnis an sich interessiert ihn nur am Rande. Auch wenn auf seinen Bildern kein Mensch zu sehen ist, sie drücken eine menschliche Situation, die nicht einen einzelnen persönlich, sondern alle betrifft, erregend oder beklemmend vollkommen aus. Liebende und sorgende Teilnahme, das charakterisiert sein innerstes Wesen vielleicht am besten.

Pabel hat die Welt gesehen. Die gegenteilige Feststellung zu treffen, wäre jedoch genau so richtig. Denn was er mit seinem Blick durchdrungen, was er erkannt, was ihn wirklich angesprochen hat, das war hier wie dort wie überall nur eines: der anonyme Mensch, der kleine Mann, seine Hilflosigkeit, seine Leiden, sein Ausgeliefertsein an die Geschichte, von der Pabel glaubt, sie sei eine Chronik der unmenschlichen Versuchungen ihrer Repräsentanten. Deshalb ist ihm alles Repräsentative tief verdächtig, nicht würdig, daß man

sich ein Bild davon bewahrt. Pabel hält den Verantwortlichen an den Katastrophen unserer Geschichte statt ihres Porträts einen Spiegel vor, in dem nicht sie selbst sich spiegeln, sondern ihre Taten und Unterlassungen, alles, was sie dadurch angerichtet haben, daß sie sich als Funktionäre eines Prinzips betrachteten, anstatt Anwälte der namenlosen Herzen zu sein. Das Porträt eines Prinzips könnte dem, der es verkörpert, schmeicheln, gerade wenn es andere entsetzlich finden. Die Röntgenaufnahme eines gequälten Herzens läßt kein Vielerlei von Deutungen zu. Im Anblick solcher Aufnahmen bleibt nichts übrig, als sich der Wahrheit zu stellen. Und die Wahrheit dieser Herzen ist in aller Welt und zu jeglicher Zeit gleich – und gleich einfach.

Was wollen denn die Millionen, die in die Geschichte ihrer Völker hineingeboren werden und anscheinend nur dazu bestimmt sind, sie zu vollziehen, indem sie sie gehorsam oder protestierend – es bleibt sich gleich – erleiden? Sie wollen leben; sie wollen in Frieden ihrem Tagewerk nachgehen; sie wollen ihre Träume vom Glück haben dürfen; sie wollen ihren Kindern die Gewißheit mit auf den Weg geben können, daß sie sich, in welche Ferne es sie auch verschlagen mag, nirgends in dieser Welt zu fürchten brauchen. Aber gerade die Furcht hat über die Millionen ihr Regiment geführt und führt es heute noch; gewiß war und ist nur die Ungewißheit; das Glück bestand darin, daß man die Tränen der Verzweiflung noch weinen konnte, ihr Strom nicht schon versiegt war; der Frieden, das waren die banges Augenblicke zwischen Entwarnung und Voralarm. Und das Leben war eine Todeserwartung.

Alles in allem: die Wahrheit der Geschichte dokumentierte sich vor Pabels erschrockenen Augen, als er die Wahrheit der menschlichen Herzen fotografierte. Und so ist dieses Buch eine Beschwörung der Geschichte und der Mächte, die dieses geschichtliche Spiel erfunden haben:

Laßt es genug sein! Die Zukunft und der Tod, beide sitzen im Zuschauerraum, nur sie beide noch, alle anderen sind schon gegangen. Entweder – Oder. So explosiv, wie heute die Erdkugel ist, kann man es sich nicht mehr leisten, die Zukunft zwar zu meinen, aber wie eh und je doch die alten Wege der Vergangenheit weiter zu gehen.

WILLI STEINBORN



Deutschland 1939. Da standen die langen Reihen der gefüllten Milchkannen wie Jahr und Tag, und keine Mutter brauchte sich darum zu sorgen, ob ihre Kinder auch zu essen und zu trinken haben würden. Aber da standen plötzlich auch diese neuen unheimlichen Reihen von fast fertigen Geschossen. Und gab es eigentlich einen Zweifel, daß sie zum Verbrauch bestimmt waren, ehe sie verrosteten, genau wie die Milch, ehe sie sauer wurde? Und da standen die jungen Freiwilligen, die gerade von der Musterung kamen und für tauglich befunden waren, ihr Vaterland zu verteidigen, und keinem kam in den Sinn, daß sie, wie sie hier beisammen waren, es bald nicht mehr sein könnten. Und dann standen sie schon auf den Kasernenhöfen, lernten: „Das Gewehr – über!“, lernten schießen, in Deckung gehen, aufspringen, angreifen, angreifen, angreifen. Das Gespräch zwischen den großen Völkern war abgebrochen, der 2. Weltkrieg hatte begonnen.



ine
ber
es
ch,
and
sie
en-
en.



Wie oft waren sie am Rande ihrer Kräfte bei den endlosen Märschen in Rußland. Einfache Frauen und Mütter wie diese nahmen sich der Verschmachtenden an und reichten ihnen einen Krug Wasser oder Milch. Und der deutsche Gefreite verwandelte sich in das dankbare Individuum Karlchen Müller und trank, und wenn es mit der Verständigung nicht gar so schwierig gewesen wäre, hätte er dem „Russenweib“ gern von Frau und Kind zu Hause erzählt.



Da saß ein armer russischer Bauer, tief in Gedanken. Auch er sah in den deutschen Jungen nicht den „Feind“, sondern Menschen, über die der Krieg nicht anders hereingebrochen war als über ihn. Er sah ihnen zu, wie sie hinsanken, wo sie grad standen, und im nächsten Augenblick schon weit weg waren in Schlaf und Traum, da hinten in Deutschland, das ihre Heimat war wie dieses Stückchen Erde hier seine Heimat.





Wie schön waren die Sommermorgen in Rußland! Wie gut tat es, inmitten von Kameraden singend in den jungen Tag zu marschieren! Sie alle kannten den Krieg, aber sie vergaßen ihn für diese Stunde. Dann war er plötzlich wieder da. Mittags schon standen sie vor einem frischen Grab: der Raach war gefallen, der Lois, er wird nie wieder singen — kann das einer begreifen? Und nachmittags kommen der Franzl und der Sepp zurück, der Sepp, der mittags so stumm und nachdenklich am Grab vom Alois stand. Beinahe wären nun auch sie an der Reihe gewesen. So ging einer nach dem anderen. Immer kleiner wurde die Kompanie.



Und dann kam der erste russische Kriegswinter. Anscheinend unaufhaltsam waren die deutschen Armeen immer weiter nach Osten vorgestoßen, bis vor die Tore Moskaus. Warnende Stimmen hatten sich im Orkan der Begeisterung, den Sieg um Sieg auslöste, kein Gehör verschaffen können. Erst als Guderians Panzer über Nacht festfroren, setzte die große Ernüchterung ein. Aber alle Anstrengungen, die ein Volk machte, um seine Söhne im letzten Augenblick vor dem Zugriff des sibirischen Winters zu retten, kamen zu spät. In wenigen Wochen waren die Lazarette überfüllt mit Soldaten, denen keine feindliche Waffe eine Wunde geschlagen hatte, sondern denen von einer nie gekannten erbarmungslosen Kälte die eigene Waffe aus der Hand geschlagen worden war. Mit erfrorenen Gliedern sahen sie dem grausamen Schicksal entgegen, den Rest ihres Lebens als Krüppel zu fristen. Ein rotes Bändchen, der „Gefrierfleischorden“, war das Andenken, mit dem man sie für die fehlende Winterausrüstung nachträglich entschädigte und nach Hause schickte... Aber noch sprangen immer wieder andere für sie ein, brachten über vereiste Straßen, durch die Schneestürme der Steppe oder durch tief verschneite, unwegsame Wälder Verpflegung und Munition nach vorn, zu den Männern, die da draußen in einsamer Verlassenheit Wache standen, Tag und Nacht...

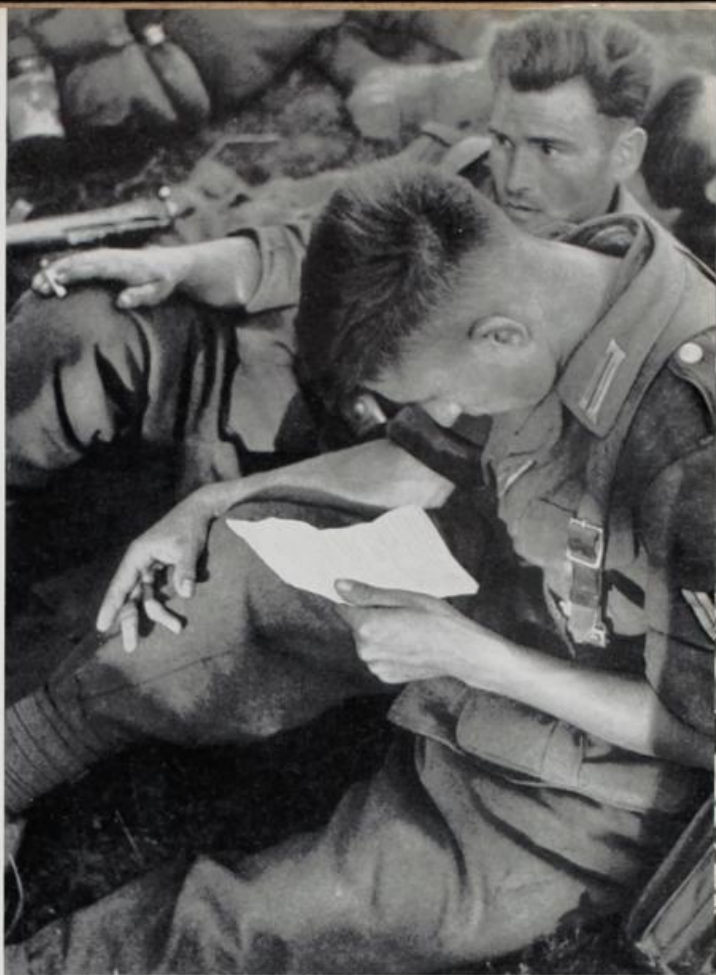


een
an
zer
nte,
. In
nde
aus
en,
An-
use
rch
ion
t...



Miniaturausschnitte aus einem großen Schlachtfeld: Das tuchgepolsterte Gewehr eines verwundeten russischen Schützen. Er war einer von den vielen Namenlosen, die einen soldatischen Befehl für sich selber zum moralischen Gesetz machten und kämpften „Bis zum letzten Atemzuge...“. Gleich daneben lag ein kleines friedliches Bild, das im Chaos der Schlacht verlorengegangen war, wie der Mann, dem es einst gehörte.

Sie haben alle Vormärsche mitgemacht und bisher auch alle Rückschläge überstanden. Trotz allen Schrecknissen, durch die sie gegangen sind, faßten sie immer wieder Mut. Aber allmählich änderte sich der Ton ihrer Briefe, die sie nach Hause schrieben. Sie hatten nicht mehr die Kraft, den Bangenden Trost zuzusprechen, und die Briefe, die sie erhielten... „Da lies mal: Ich kann schon nicht mehr schlafen vor Angst und Sorgen. Hört denn der Wahnsinn nie mehr auf?“



russi-
er zum
leines
hörte.



Müde und abgekämpft saß der Landser an den Wegen der Niederlage. Sah er um sich, erblickte er in zerfetzten Landschaften nichts als Ruinen — und darin sorgenzerquälte, von Angst gehetzte, verzweifelte Menschen. Schloß er die Augen und suchte sich das vertraute Bild der Heimat vorzuzaubern, so wußte er, daß er sich betrog. Längst sah es dort aus wie hier: umgepflügte Städte, Bombenteppiche, Feuerstürme, Frauen und Kinder in überfüllten Bunkern, Kellern und Gräben mit vor Angst zerbissenen Händen. War der Mensch dazu geboren, um im Inferno unterzugehen?





Berlin, die Hauptstadt des Reiches, brennt! Sie brennt Tag und Nacht. Denn aus tausend Bombenschächten fallen Tag und Nacht tausend neue Brände und tausend neue Tode herab. Männer wie Graf Helldorf — unten Mitte — kämpften gegen die Fortführung dieses mörderischen Krieges. Sie bezahlten ihren Mut zu offener Kritik und zum Widerstand gegen einen Mann, der sich weigerte, der Wirklichkeit ins Gesicht zu sehen, und mit sinnlosen Befehlen täglich Tausende unschuldiger Menschen der Vernichtung auslieferte, mit einem schmachvollen Tode: Helldorf wurde — als einer der Männer des 20. Juli — gehängt.





Soweit war es schon: jeder Winkel der Heimat war Front geworden. Mit Bordwaffenfeuer wurden die Menschen wie Hasen über die Straßen und Felder gejagt. Und immer häufiger kamen die großen Bomberverbände. Da stand im Wald von Remagen am Rhein eine Frau mit ihren Kindern. Ergeben, die Hände zum Gebet gefaltet, starrt sie hinauf in das Dröhnen der Viermotorigen, erlebt eine Mutter ihrer aller Rettung von einem Himmel, aus dem doch schon im nächsten Augenblick Tod und Vernichtung herabstürzen. Im ungeheuren Gewitterexplodierender Bomben geht ihre Stimme unter.



So sahen sie aus, die Jüngsten, die in der Normandie kämpften, in der Eifel, in den Ardennen; gespenstig getarnt, mit den letzten Waffen des Heeres behängt, Handgranaten in viel zu großen Stiefeln, Panzerfäuste in Kinderhänden; immer auf der Flucht vor einem übermächtigen Gegner, Gefangenschaft oder Tod entgegen.



Ängstlich an seine Mutter geschmiegt, sah ein kleines französisches Mädchen in das Chaos, das an ihm vorüberflutete. Für einen Augenblick blieb einer der wild aussehenden Soldaten vor ihm stehen. Ein Blick voll stummer Fragen traf ihn tief ins Herz. „Du hast Angst, mein Kind“? sagte er, „ich auch, ich auch!“



MÄNNER im Alter
von 16 bis 70 Jahren
gehören in den EINSATZ
nicht in den BUNKER



Großväter und Enkel Seite an Seite. „Männer von 16 bis 70 Jahren“, bewaffnet oder unbewaffnet, auch dieses letzte erschütternde Aufgebot wurde noch in den Kampf geworfen. Der Volkssturm sollte retten, was vorher intakten Armeen unmöglich war. Russische Panzer röllten schon durch die Straßen von Berlin.



Ein ganzes Volk war am Ende seiner Kräfte. Aber dem Schlaf der Erschöpfung folgte kein erlöstes Erwachen. Die grausame Wirklichkeit jagte uns auf. Soldaten auf Rückzugswegen, die Frauen und Kinder, die ihre zerbombten Städte verließen, endlose Trecks im Ring der Panzer einer ganzen Welt — wohin? Wir alle waren Flüchtlinge.







Die Werke der Natur und die der Menschen, sie waren alle tot. Selbst das Gesicht der Erde war voll schrecklicher Wunden. Eines von tausend Bildern eines verlorenen Krieges — ein Bild, ein Symbol, eine Warnung.



Auch die großen Stätten der Kunst hatte die allgemeine Zerstörung nicht verschont. Von Berlins berühmtem Schillertheater war nicht viel mehr übriggeblieben als die Namenslettern über dem Eingang zu einer Ruine.



8. Mai 1945: Der Krieg ist zu Ende! Verlassen, von düsteren Wolken überzogen, liegt droben im Berchtesgadener Land Hitlers Berghof, eine Ruine, wie sein ganzes „Tausendjähriges Reich“. — (Kleines Bild): „Da unten der kleine Hügel, mitten in der Lüneburger Heide“, erzählt manchmal ein britischer Verkehrspilot einem seiner Passagiere auf dem Flug nach Berlin, „da unten hat Deutschland an jenem 8. Mai kapituliert.“

Mit le
leere
den v
Schu
Allzu
feuer
nicht
heilb
Wun
gen.
hing
nem
wir e
Blick
heber
den J
setzen
chen,
als V
uns le
schen
wied
Kreuz
in De
und e
Gotte

Mit leerem Herzen und leeren Händen standen wir hilflos im Schutt unserer Welt. Allzu vieles, was uns teuer war, existierte nicht mehr, hatte unheilbar scheinende Wunden davongetragen. Verstümmelt hing Christus an seinem Kreuz. Durften wir es wagen, einen Blick zu ihm zu erheben? Es war nach den Jahren des Entsetzens das erste Zeichen, daß noch mehr als Verzweiflung in uns lebte: die Menschen begannen sich wieder unter dem Kreuz zu versammeln, in Demut zu beten und auf die Gnade Gottes zu hoffen.



Sechsdreißig Millionen Gräber . . . Das war die furchtbare Bilanz des zweiten Weltkrieges, nach sechs Jahren eines Völkermordens ohne Beispiel. Aber nicht genug damit: Weitere Millionen sind seitdem hinzugekommen: gestern in Korea oder in Indochina — und morgen? Vergeblich wartet die Welt auf Frieden.



echs
nzu-
den.



Ehemals Metzgerstr 2

Hier wohnten und starben
"unvergessen"

- | | | |
|----------------|---------------------|----------|
| Stumm Max | in Esserger geboren | |
| Stumm Helene | geb. Müller | vermählt |
| Hauf Konrad | | " |
| Hauf Frau | | " |
| " | 3 Kinder | " |
| Haas Frau | | " |
| " | 4 Kinder | " |
| Jäger Hans | | " |
| Jäger Frieda | geb. Wöckel | " |
| Amolsch Frau | | " |
| Ruggaber Maria | geb. Traub | " |
| Ruggaber Antje | geb. Gieseler | " |
| Blas | | " |
| Blas | | " |
| Blas | | " |

Ford
18 T43-44
gef. 21.12.



Weiter ging die Völkerwanderung des 20. Jahrhunderts, der ziellose Zug aller Heimatlosen, der Flüchtlinge, der Vertriebenen, der Ausgebombten mit den wahllos zusammengerafften Resten ehemaligen Wohlstandes.



Und da waren auch die Unzähligen, die umherirrten, um einen Angehörigen zu suchen, den sie verloren hatten und den sie schließlich doch „irgendwo“ wiederzufinden hofften. Nichtswürdig, wer daran zweifelt . . .

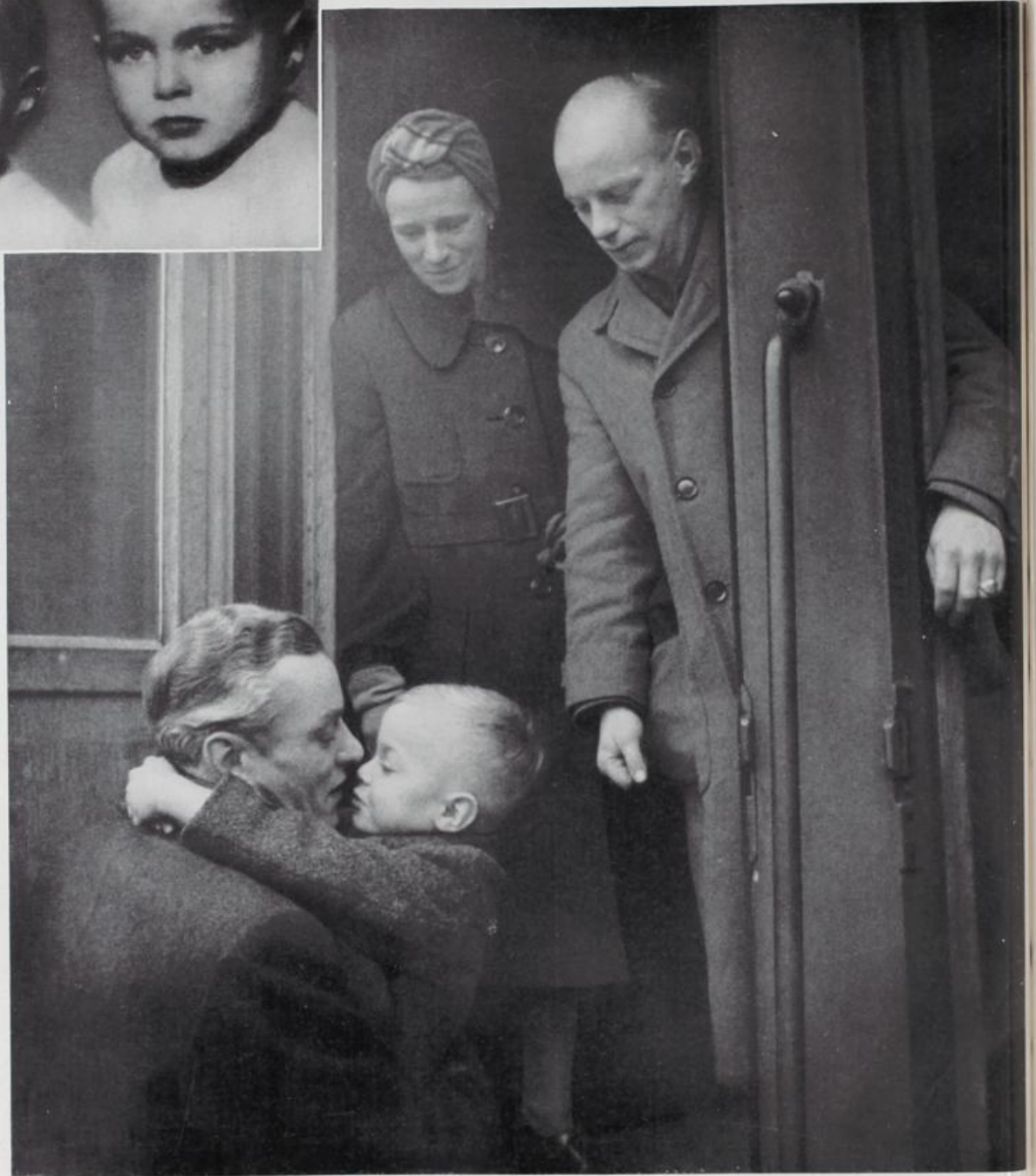


Verlorene Kinder jammerten nach Vater und Mutter, Eltern suchten verzweifelt ihre Kinder. Kinder, die oft noch so klein waren, daß sie nicht einmal ihre Namen wußten. Die Bilder, die sich in den überfüllten Waisenhäusern boten, die Szenen, die sich dort abspielten, wenn die Mütter kamen und die Reihen der Kleinen entlanglickten, ob ihr Kind dabei sein würde, und die Fragen der Kinder: Bist du meine Mutti, bist du mein Papa — diese Szenen waren herzerreißend. Eine deutsche Zeitschrift nahm sich damals als erste der Sache der verlorenen Kinder an. Zusammen mit den Suchdiensten des Roten Kreuzes veröffentlichte sie Bilder, hängte Plakate aus — auf Kartenstellen, in Wartesälen —, so fanden allmählich immer mehr Eltern ihre Kinder wieder. Aber noch immer geht tausendfach der Ruf durch den Äther: Wo — wo ist mein Kind?



e oft
Wai-
inen
st du
e der
e Bil-
ltern
ind?





Name unbekannt. So stand es auf dem Suchplakat, das ein Mann im Wartesaal des Frankfurter Hauptbahnhofes überflog. „Hier“, schrie er plötzlich, „hier ist doch unser Günther, mein Junge — Gott sei Dank — eine Spur!“ Was war das dann für ein Augenblick, als dieser Mann schluchzend sein Söhnchen in die Arme schloß. Zwanzig Monate waren vergangen, seit seine Frau, auf der Flucht durch die Tschechoslowakei, gewaltsam von ihren Kindern (oben) getrennt wurde. Und was war das für ein Augenblick, als der Vierjährige mit einer herzlichen Umarmung Abschied nahm von dem Mann, der ihn fünfzehn Monate lang durch sein Leben geführt hatte und nun einsam auf dem Bahnsteig in Regensburg zurückblieb, als „sein Bub“ heimfuhr, weit fort, bis ins Aachener Land. Auch das zweite Kind wurde gefunden.



„Mein Vater macht Schuhe — und ich heiße Marlis Rita Arnold“, das war alles, was aus der Kleinen herauszubringen war. Ihr Bild kam in den Suchdienst der Zeitschrift, Freunde der Familie entdeckten es, und so fand nach vielen qualvollen Tagen und Nächten eine berglckliche Mutter ihr seliges Kind wieder.



So kehrten sie endlich heim, die einst unbeschwert — oder auch voll banger Ahnungen — hinausgezogen waren. Sie hätten eigentlich glücklich sein können, denn sie hatten die Hölle der Schlachten überlebt und die Qualen der Gefangenschaft überstanden. Nun waren sie frei. Aber sie konnten dieses Glück nicht mehr empfinden — ihre Herzen waren verbrannt; sie wagten noch nicht, an ihre Freiheit zu glauben, als könne dies allein schon neues Unheil nach sich ziehen. Mühselig schlepften sie sich über zertrümmerte Bahnsteige.



gen
und
mehr
önne
eige.



So
un
fo
Fr



So also sieht die Heimat aus. Der Mann am Fenster des Entlassungslagers in Ulm erkannte sie nicht mehr, und zugleich war ihm auch selber gar nicht gewiß, daß sie ihn noch erkennen würde. Fünf Jahre war er fort. Endlose Jahre, aber sie sind, wenn auch nicht mehr geglaubt, vergangen. Und nun? Bang steht die Frage in ihm auf: „Was soll aus uns werden? Wird unser Leben noch einmal so, wie es früher war?“



„Ich
wan
recht
Sie g
den
umei

„Ich kann nicht mehr weiter“, sagte der Heimkehrer müde zur Schwester, als er sich vom Fenster abgewandt hatte, „würden Sie wohl meine Frau verständigen?“ Am nächsten Tage tat sich die Tür auf. „Da, rechts“, sagte die Schwester und schob eine Frau ins Zimmer. Regungslos blieb er auf seinem Bett liegen. Sie ging auf ihn zu, setzte sich zu ihm. Kein Wort hinüber und herüber. Sie nahmen sich fest bei den Händen und sahen sich an. Und alles Leid und aller Kummer versanken ins Vergessen. Fünf Jahre des Bangens umeinander waren vorüber. Eine Welt, die der Krieg zerrissen hatte, erstand in diesen Minuten für sie neu.





Mit 18 Jahren war der Junge hinausgezogen, nun kam er zurück. Einer, der noch lächeln konnte, als er an Vaters Seite, mit dem Sträußchen von der Schwester, über den Bahnhof seines Heimatstädtchens ging.



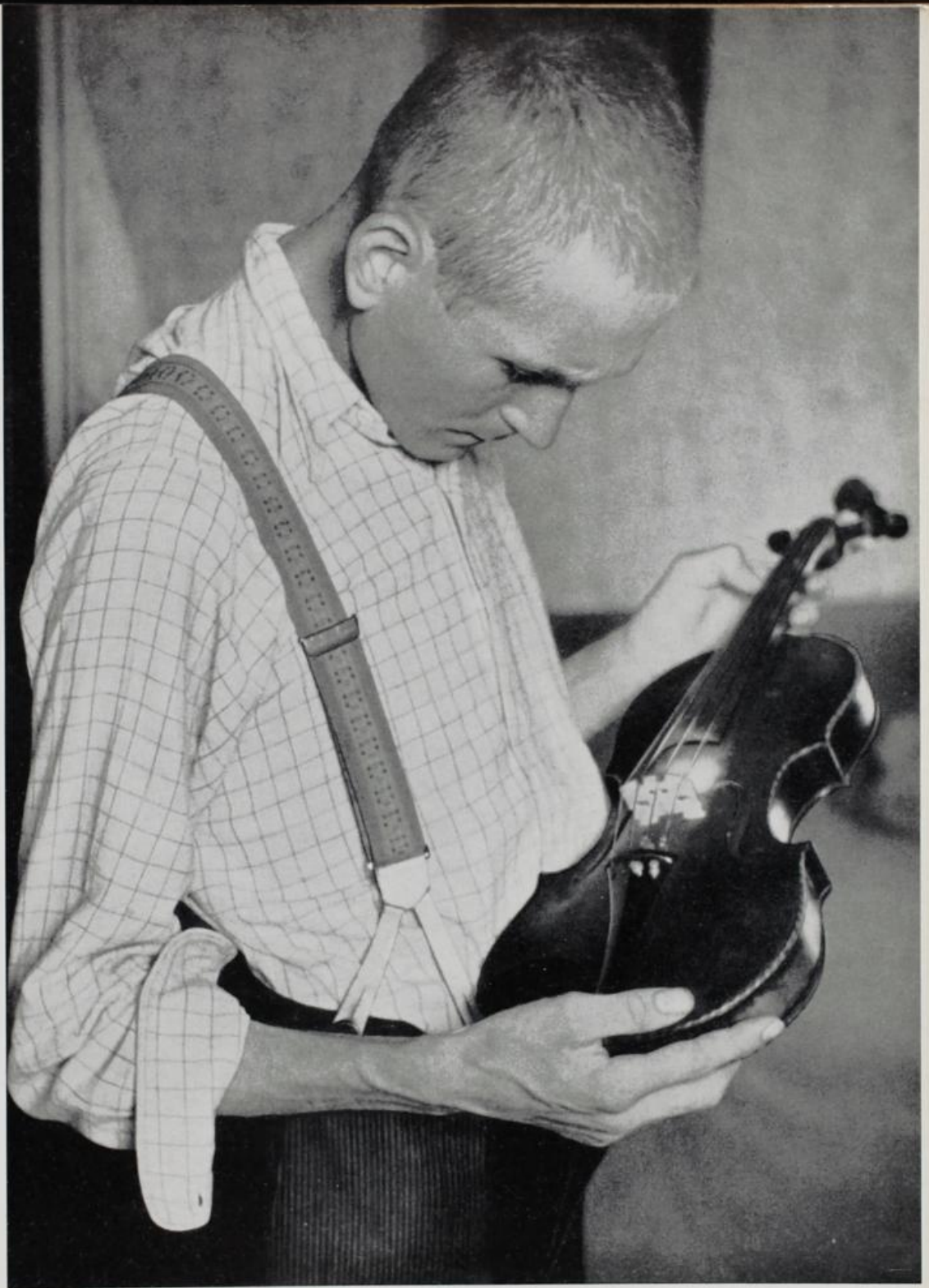
Die Mutter, grau geworden in den Jahren der Angst, geleitete ihn in das kleine Bauernhaus zurück. Über der Tür prangte der tannengeschmückte Willkommensgruß. „Geh nur rein, Bub“, sagte sie mit schwacher Stimme, „geh nur rein, dein Bett ist schon gerichtet!“ Und wie um dem Schicksal, das ihr den Jungen wiederbrachte, ihren Dank zu zeigen, ließ eine Mutter ihr Kind voran über die Schwelle treten. Weinend folgte sie ihm.





Und dann brachte sie ihr großes Kind zu Bett, wie damals, als er noch ein ganz kleiner Junge war, wie damals, als der Himmel ihn ihr geschenkt hatte. Heute war er ihr wiedergeboren ... „In den Sternen wohnt der Friede“, steht es im Rahmen über seinem Bett ...

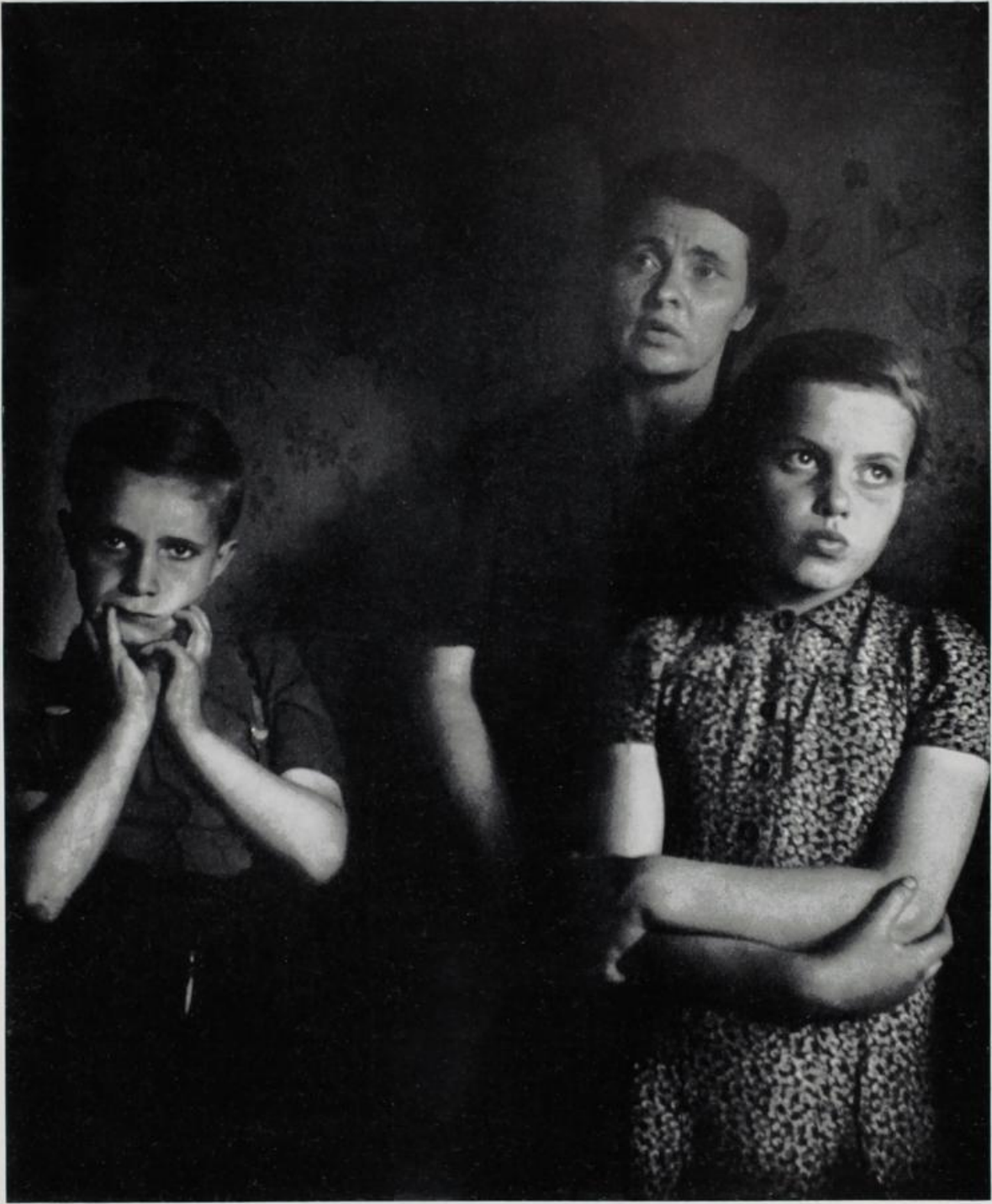




Am nächsten Morgen warteten schon seine Freunde und Verwandten auf ihn, aber er scheute sich, hinauszugehen. „Hat halt zuviel durchmachen müssen, mei Bub“, entschuldigte ihn die Mutter. Stundenlang kramte er in Kisten und Kästen, suchte nach den Dingen seiner Kindheit, blätterte in Fotoalben, las Schulaufsätze und holte schließlich seine Geige hervor. Andächtig betrachtete er lange Zeit das Instrument. Dann zupfte er ganz zaghaft mit dem Daumen eine Saite an: „Ob ich wohl noch spielen kann?“



Sieben Millionen Vermißte melden die Statistiken dieses Weltkrieges. Ihre Bilder, letzte, kostbare Erinnerungen an verschollene Männer und Söhne, sind in die Suchkarteien vieler Länder gegangen. Und an ihnen hängen die letzten Hoffnungen von Millionen wartender Frauen und Kinder auf ein Wiedersehen.



Zu dieser Mutter, deren Kinder vergeblich auf den Vater warten, gesellen sich Tag um Tag weitere Wartende. Koreanische, chinesische, amerikanische, französische, indonesische Mütter, Mütter all der Völker, die in die Auseinandersetzungen im Fernen Osten verwickelt sind, bangen um das Schicksal ihrer Männer und Söhne. Ihre Tränen und Klagen sind zugleich Anklagen: Welcher Mensch darf sich das Recht anmaßen, über das Leben anderer zu verfügen? Müssen immer die Kleinen zahlen, was die Großen anrichten?

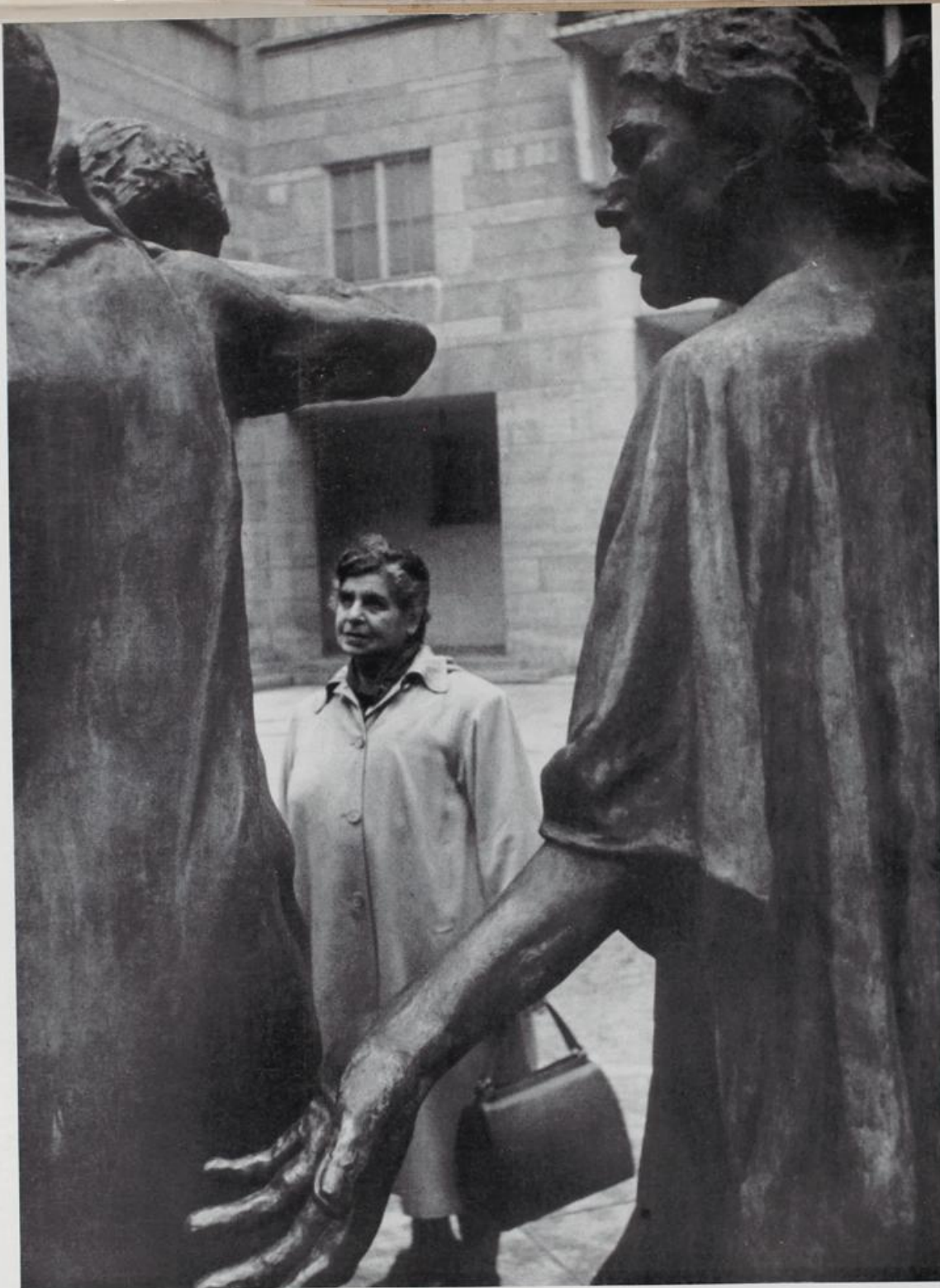
Gute Heimkehr-
Frohes Schaffen



„Gute Heimkehr — frohes Schaffen!“ Für viele war dieser Spruch vor dem Entlassungslager ein Hohn. Denn wie sah die Wirklichkeit aus? Die Fabriken zerstört, die Arbeitsämter überfüllt, und der Hunger regierte. In den Schatten der Ruinen hockten sie nun, die jungen, an Leib und Seele gebrochenen Überlebenden aus den Schlachten, das Maschinengewehr mit Krücken vertauscht, und waren auf die mitleidigen Gaben fremder Frauen angewiesen. Wo war ihre Heimat, wo ihr Elternhaus? Wo waren die Träume und Hoffnungen ihrer Jugend? „Betrug, nichts als Betrug!“



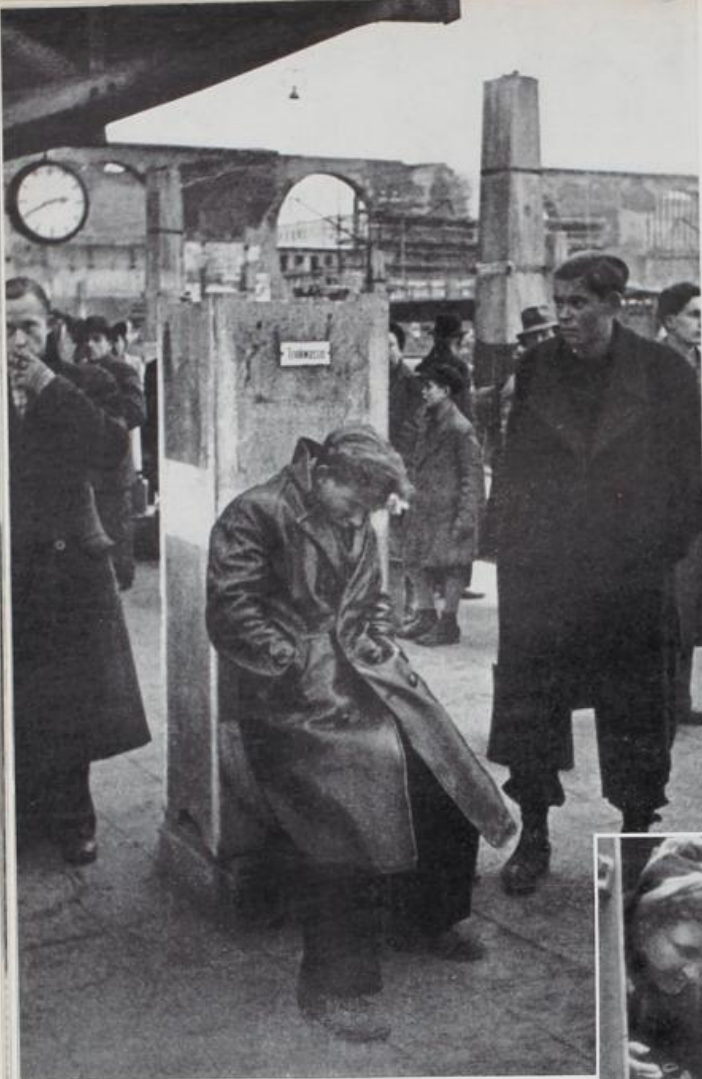




Die Letzte einer großen Familie. Mann, Kinder, alle Verwandten sind umgekommen. Sie stand vor Rodins berühmten „Bürgern von Calais“ im Basler Kunstmuseum. „Hier finde ich Trost und Ruhe“, sagte sie. „Ich bin längst frei von Haß und ohne Wunsch nach Vergeltung. Trotz allem, was geschehen ist, glaube ich, sollten auch wir Juden nicht selbstgerecht sein. Gott hat ein Strafgericht vollzogen an uns allen...“



Ihren Gefallenen beider Weltkriege errichtete die Stadt Kaiserslautern dieses Denkmal. Seine Inschrift ist ein Mahnwort an die ganze Welt und beschwört die Völker: Ändert euren Sinn, wenn es einen Sinn haben soll, daß eure Kinder ihr Leben lassen mußten. Ihr seid es den fünfzig Millionen Toten der Kriege unseres Jahrhunderts schuldig, daß die Worte wahr werden: Sie sind nicht vergeblich gefallen!



Nach dem großen Sturm: Strandgut des Krieges, junge Menschen auf zielloser Wanderschaft, auf abgebrannten Bahnsteigen, heute hier, morgen dort. Mit Bettelgroschen, Schwarzmarktgeschäften und kleinen Diebereien schlagen sie sich durch. In Güterzügen wurde die menschliche Fracht des Elends einer unbekanntem Zukunft entgegen durch Deutschland geschoben, kreuz und quer von einer Ecke in die andere, den anderen und schließlich sich selber zur Last.



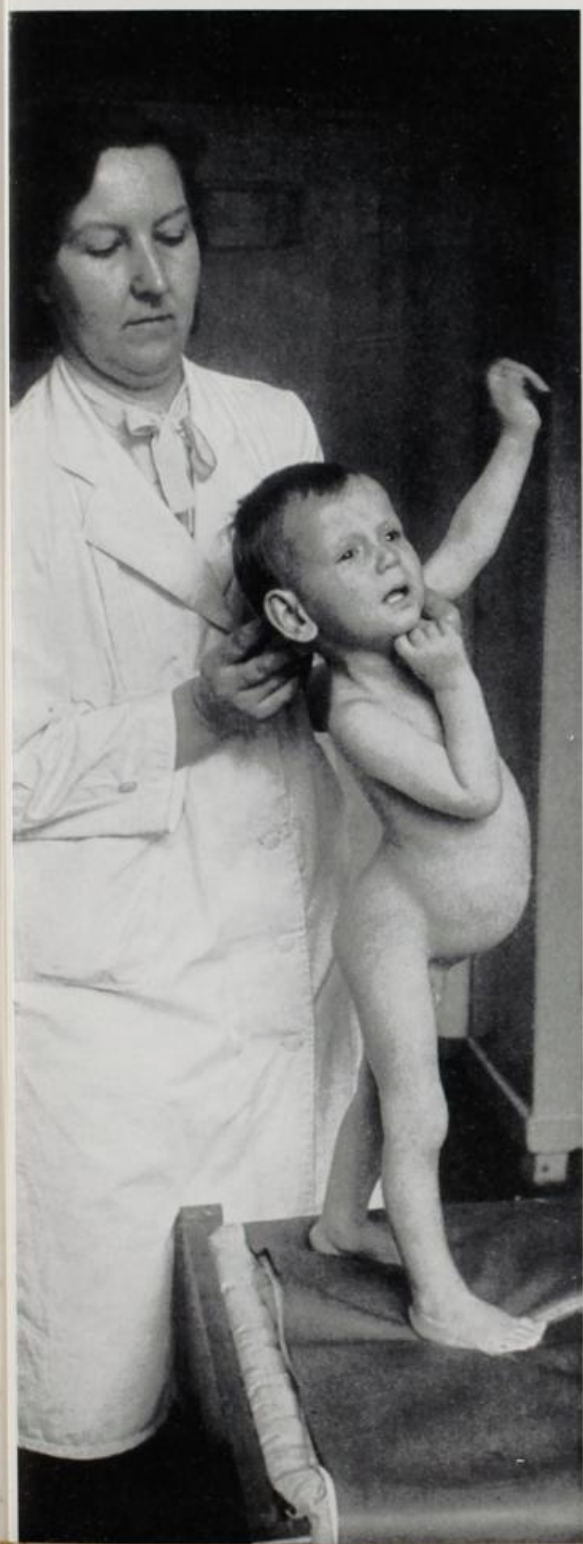


Im Wartesaal unserer Zeit: Ein junges Mädchen, das um eine Zigarette bat. „Ja, heut sieht mir wohl keiner mehr an, daß die Leute auf unserem Gut einmal ‚Gnädiges Fräulein‘ zu mir gesagt haben. Macht nichts, mir ist alles gleich. Meine erste ‚Liebe‘ war ein betrunkenener Sieger — was kann mir da schon viel passieren!“



Die ersten Schritte zu neuem Leben in Westdeutschland: General Lucius D. Clay eröffnet den Länderrat in Stuttgart. Die Männer um ihn, Kaisen, Maier, Ehard und Stock, damals fast unbekannt, wurden bald repräsentative Persönlichkeiten des politischen Lebens der Bundesrepublik. Auch ihre Gegner mußten anerkennen, daß ihre vordringliche Mühe dem Wiederaufbau ihrer verwüsteten Länder galt und daß sie Erfolg hatten. — Ein aufrechter Mann und Christ: Landesbischof Wurm. Er war einer der ersten, die sich dagegen wandten, daß neues Unrecht geschah. Unermüdlich tippte er Eingaben an die Alliierten, Proteste, Bitten, Beschwerden — bis zu seinem Tode ein Ritter der Kirche, ohne Furcht und Tadel.

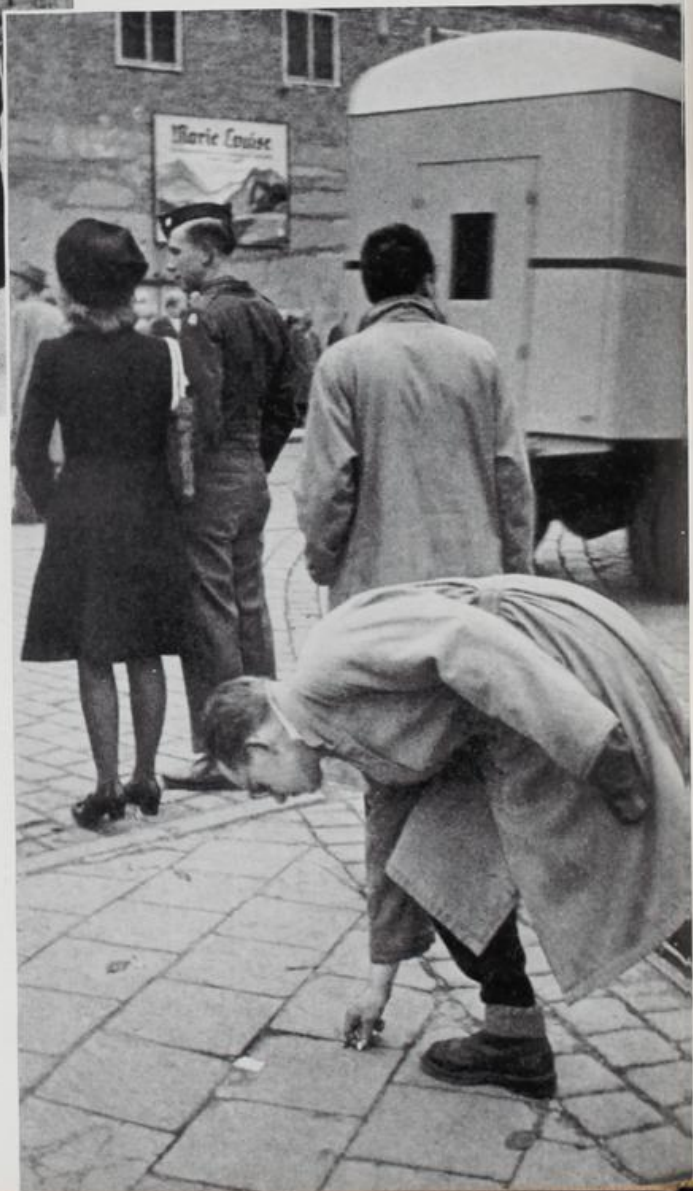




Der Hunger trieb die Menschen aus den Ruinen hinaus in die Wälder. Gramm um Gramm sammelten sie Bucheckern, das Fett der Bäume. Das war zu einer Zeit, als uns das tägliche Brot nach Kalorien zugeteilt wurde, als Ernährungs-Experten uns vorrechneten, wie wenig dazu gehörte, um das Leben fristen zu können, als ganze Völker hohlwangig zur Arbeit wankten, als Dreiviertel aller Kinder in Deutschland ohne Frühstück zur Schule gingen, verfolgt vom Gespenst der Tuberkulose.



Der Schwarze Markt beherrschte das Leben in den Städten. Butter gegen Dachpappe, Mehl für Teppiche, Kartoffeln für das letzte gute Kleid. Alles, was vom einstigen Wohlstand übriggeblieben war, wanderte hinaus aufs Land, wurde den Bauern zu Füßen gelegt, für ein paar Eier, für ein Stückchen Brot. Es war die Zeit der Zigaretten-Währung. Für die Reste einer Zigarette verloren unzählige Deutsche täglich die Reste ihrer Haltung, Kinder gründeten Sammlerhorden und ernährten oft ganze Familien mit ihrer Beute.



Ke
de
ch
un
na
ste
mi
St
bl
St
ei



Kellergewächse der Not. Da, wo ein Bersten der Bomben Mensch um Mensch um sein bißchen Leben gezittert hatte, in den Bunkern unter der Erde, da hausten nun, Jahre danach noch, Mensch an Mensch. „Kannst du dir vorstellen, wie die Luft hier unten ist, wo 32 Familien leben und der Frischluftmotor nur zwei Stunden am Tag läuft?“ schrieb eines dieser blassen Kinder aus dem „Sonnenbunker“ in Stuttgart. Achttausend Wohnungen kostet ein einziger Zerstörer, stellte Eisenhower fest.





Als die Vernunft wieder zu Wort kam, sahen die westlichen Sieger ein, daß ein in vier Besatzungszonen zerschnittenes Land wirtschaftlich nicht lebensfähig ist. So kam der Zusammenschluß zum Vereinigten Wirtschaftsgebiet der Amerikanischen, Französischen und Britischen Zone. General Clay und Sir Sholto Douglas auf dem Wege zur ersten Sitzung des Wirtschaftsrates in Frankfurt. In ihrer Wagenscheibe spiegelt sich, ebenso wie auf dem Schild am Eingang des Hauses, indem die Verhältnisse in Deutschland wieder menschenwürdig gestaltet werden sollten, das Erbe wider, das jene Männer anzutreten hatten: ein Land in Trümmern.



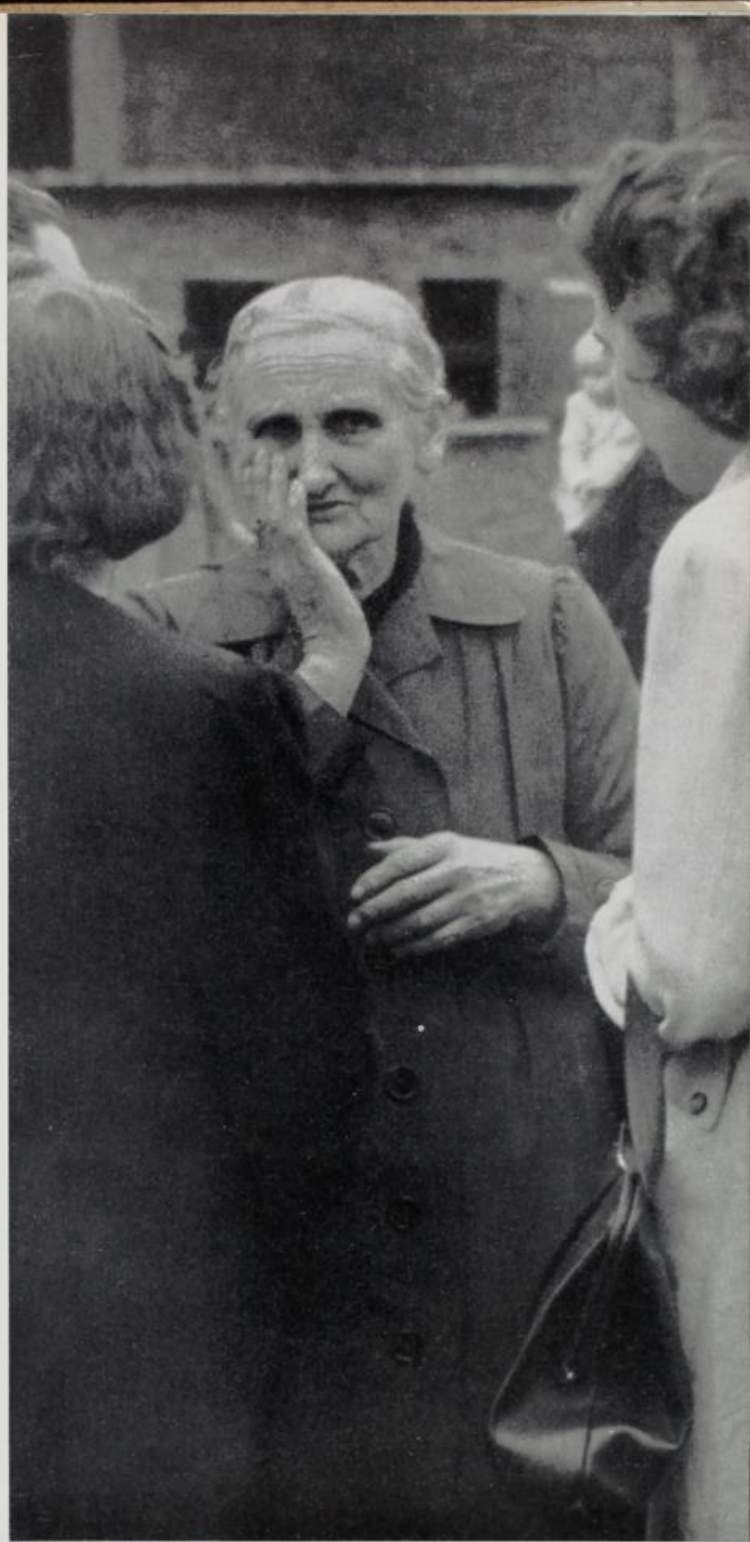
Der damals heftig umstrittene Optimist unter ihnen, mit dem Ziel einer freien Wirtschaft vor Augen, war Prof. Erhardt. Sein erfolgreicher Kampf gegen die Marktwirtschaft verschaffte ihm bald die Sympathien eines Volkes, das den ganzen Krieg über und erst recht in der Nachkriegszeit zusammen mehr als hundert Perioden, mehr als hundert Monate hindurch von den Abschnitten der Lebensmittelkarten gehungert hatte.





Was die Bomben übriggelassen hatten, wurde demontiert. Eine Zwangsversteigerung der letzten Vermögenswerte Deutschlands zu Schleuderpreisen, der Ausverkauf eines bankrotten Staates. Deutsche Arbeiter wurden gezwungen, ihre eigenen Arbeitsplätze, ihre Zukunft, zu zerschlagen. „Wo bleibt der Gedanke





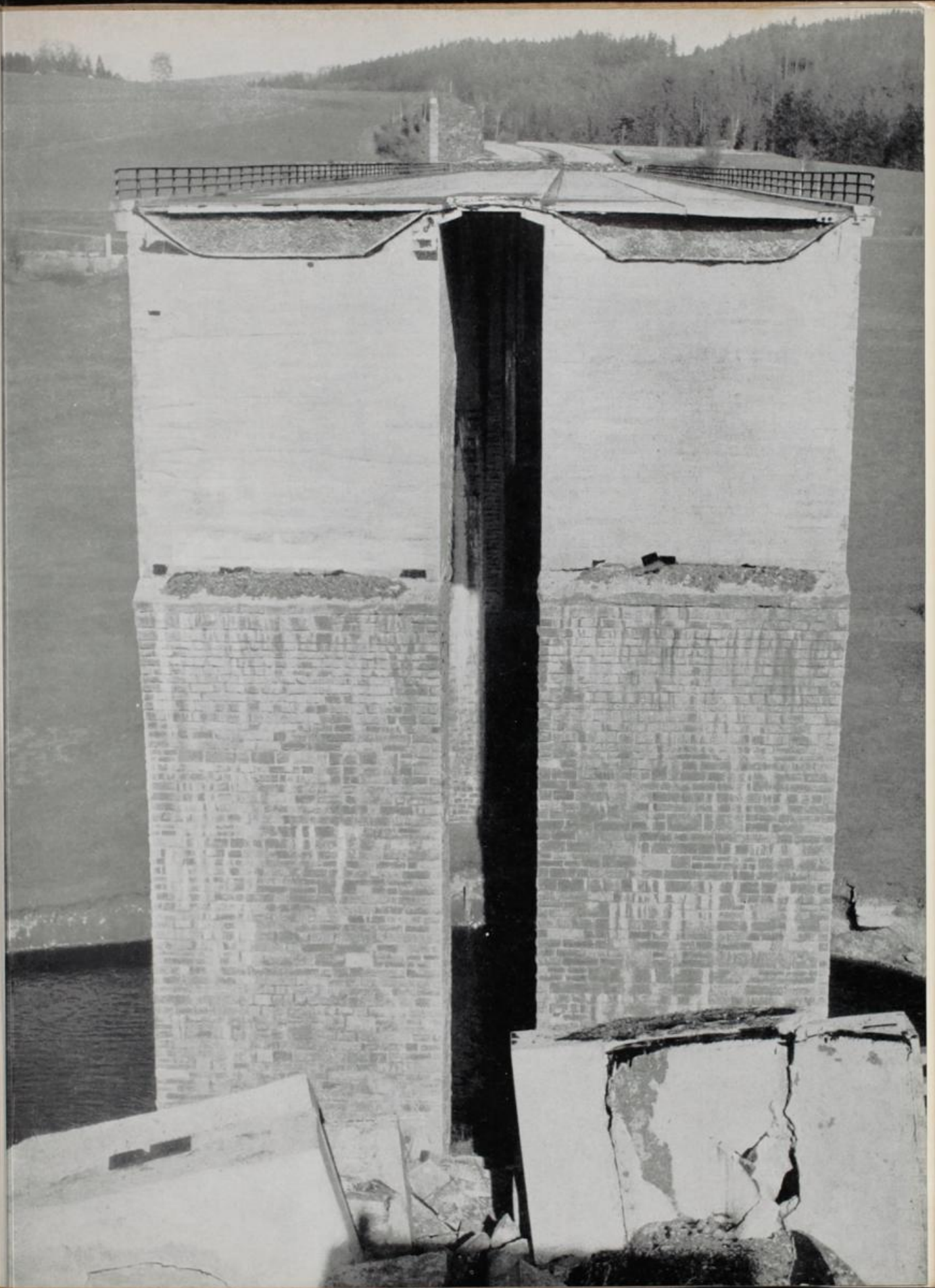
an ein neues Europa, wenn Haß und Konkurrenzkampf solcher Art seine Schrittmacher sind?" rief Dr. Schumacher verbittert dem Westen zu. — „Die Demontage ist für uns einfach Selbstmord — aber wir wollen leben!“ schrien die Arbeiter an der Ruhr. „Wie soll es denn bloß weitergehen?“ fragten die Frauen.



Weltgeschichte oder Rummelplatz? 20 Pfennige kostet ein Blick über die Zonengrenze. Sie wurde zum Eisernen Vorhang, der nicht nur Deutschland, sondern die ganze Welt politisch, wirtschaftlich – und auch menschlich in zwei Teile schneidet. Die gesprengte Saalebrücke an der Autobahn Nürnberg-Leipzig demonstriert diese größte Tragödie in der neuen deutschen Geschichte aufs eindringlichste: die bloße Macht ist lediglich abgelöst und nicht etwa durch eine Politik der Menschlichkeit ersetzt worden, wie viele gehofft haben. Die Folge war, daß die deutschen Lebensadern zerschnitten wurden, daß man zwischen Brüdern willkürlich Schlagbäume errichtete, daß sie ihr Leben aufs Spiel setzen müssen, um zueinander zu kommen, nachts, auf heimlichen Schleichwegen...



en-
ze.
cht
elt
ch-
gte
rg-
die
in-
ich
tik
ele
ut-
aß
rg-
ufs
m-
...





Hier ist die Welt zwischen West und Ostbuchstäblich mit Brettern vernagelt. Dieser Zaun versperrt einem alten, weißhaarigen Mann einen Weg, den er sein Leben lang ungehindert gehen konnte. Den Weg zu seiner Arbeit. Heute liegt sein Haus im Westen, sein Arbeitsplatz drüben im Osten. So muß der alte Mann nun täglich viermal mit einer Leiter über den Zaun klettern, wenn er nicht resigniert die Hände in den Schoß legen und der öffentlichen Wohlfahrt zur Last fallen will.







Sechshundertfünzig Jahre lebten die Menschen in diesem Ort wie eine große Familie beisammen. Es blieb den Politikern des Atomzeitalters vorbehalten, diese natürliche Ordnung zu zerstören. Menschenrechte? „Ach Gott, 35 Jahre lang hab ich dort drüben gearbeitet – jetzt stehe ich hier vor Schlagbäumen, arbeitslos – aber was sind wir schon, ein paar kleine Leute zwischen den Mühlsteinen fremder Interessen ...“



re stand
Grund
und Not
und Brot

eb
te?
its-
"



Mit fünfzehn Westmark wollte ein altes Mütterchen hinüber, ihre Kinder in der Ostzone besuchen. „Die nehmen Ihnen doch die Volkspolizisten weg“, sagt ihr der Zöllner. „Wegnehmen? Ja, aber warum denn? Ich dachte, ich kriege 75 Ostmark dafür?“ Ihre Augen drücken mehr als alle weiteren Worte aus: Das versteh ich alte Frau nicht mehr!

Aber auch die Jungen verstehen oft manches nicht mehr. Auf der „neutralen Straße“, wie der Weg zwischen zwei Ostdörfern über einen vorstoßenden Zipfel Westdeutschlands heißt, fahren täglich junge Volkspolizisten an den westdeutschen Grenzen vorbei. Deutsche begegnen Deutschen. Aber es sind Ostdeutsche, die Westdeutschen begegnen, und sie dürfen ihre ehemaligen Landsleute und Kriegskameraden nicht mehr kennen und nicht mehr grüßen.





In Helmstedt türmt sich das Gepäck der Interzonen-Reisenden: Berlin ist abgeschnitten. Als Stalin seine ehemaligen Verbündeten mit dem Schachzug der Blockade aus Berlin treiben wollte, antworteten sie in diesem kalten Krieg mit einer gigantischen Leistung: der Luftbrücke.

Die Jugend schlägt der Politik ein Schnippchen: Westdeutsche Sportler kommen von einem Spiel mit Freunden jenseits des Eisernen Vorhanges zurück. Ohne Interzonenpaß waren sie schwarz über die Grenze gegangen. „Weiß“ traten sie den Heimweg an: Sie stellten sich der Volkspolizei, die sie als „Illegale“ über die Autobahn in den Westen zurückschickte. „Das war es ja doch gerade, was wir wollten“, lachten sie.

Nachts an der Zonengrenze: Fauchend zieht die Lokomotive einen ostzonalen Zug in einer steigenden Kurve ein paar hundert Meter durch einen Zipfel westdeutschen Gebietes. Das ist das Sprungbrett in die Freiheit. In der Finsternis läuft ein Mann mit dem Zug um die Wette. Vor Monaten schon war er geflohen — heute nacht, mit diesem Zug, sollten Frau und Kinder nachkommen, aus dem fahrenden Zug abspringen in ein neues gemeinsames Leben. „Da hinten sind sie“, schreit einer, der den Sprung bereits gewagt hat und sich gerade aufrichtet. Sekunden später ist die Familie endlich wieder glücklich vereint.



Von Haus und Hof verjagt, über Nacht heimatlos: Volksdeutsche aus Ungarn, deren Urväter vor Generationen ausgewandert waren und die es aus eigener Kraft, mit ihrer fleißigen Hände Arbeit zu Besitz und Wohlstand gebracht hatten. Ihre einzige Zuflucht blieb nun das zerschlagene Reich. Menschen, die einen geruhsamen und friedlichen Lebensabend in der Geborgenheit ihres Hofes verdient hatten, saßen nun, arm und alt geworden, in trostlosen Flüchtlingsbaracken, löffelten dünne Suppen und grübelten vergeblich über den Sinn ihres Schicksals nach, das sie so grausam getroffen hatte. Frauen standen wartend vor den Türen des „Arbeitsamtes für illegale Grenzgänger“. Wird jemand ein Ohr für ihren Jammer, ein Herz für ihre Not haben,— und wenn die da drinnen noch so guten Willens sind, werden sie wirklich helfen können?



d
n
n
r
n
ir
?

Z.6

6
Anmeldung
für
J. G.
Arbeitsamt





Sie kehrte heim — aus Rußland. Über jede Qual der Erde erhaben schien diese Frau. Aus ihren Augen, ihrem ganzen Gesicht sprach das Wissen um alles Leid, das einem Menschen auf seinem Lebensweg begegnen kann. Vor dem Blick dieser Augen verstummte alles Fragen. Über ihre Lippen kam kein Wort.



Angst steht in ihren Augen, eine Mutter erwartet das entscheidende Wort. Schlaflose Nächte der Flucht über die Grenze liegen hinter ihr — darf sie bleiben? Oder muß sie zurück? Mit klopfendem Herzen starrt sie den Mann an, vor dem täglich Tausende bittend stehen — und der doch nur wenigen helfen kann.



Allnachtlich sickern Flüchtlinge aus Osteuropa über die grüne Grenze. Für sie ist Westdeutschland zum Begriff der Freien Welt geworden. Dabei ist dieses Land ein überfüllter Wartesaal, in den eine Politik der Rache allein fünf Millionen heimatvertriebener Deutscher gepreßt hat. Als Amerika endlich auch für sie eine Tür öffnete und die ersten Auswandererzuge zum Hafen rollten, nahmen viele wieder Abschied - vielleicht für immer.



Ernst
Berli
und
die
nich
in ei
ten
sein
Kre
Höh
Ma
ist:
ben,
da

Ernst Reuters Stimme, die Stimme Berlins, beschwor uns Deutsche und mahnte die Welt: Vergeßt die 17 Millionen in der Ostzone nicht – sie sehnen sich danach, in einem freien, wiedervereinigten Deutschland zu leben. Und seine Hand weist empor – zum Kreuz des Ostens, auf einsamer Höhe im Harz. Ein Kreuz, das Mahnmal und ein Versprechen ist: Ihr seid nicht abgeschrieben, wir vergessen Euch nicht da drüben, Ihr gehört zu uns!





Eine Frau mit einem großen Namen kam nach Europa: Mrs. Roosevelt, die Frau des Mannes, der auf der Konferenz von Jalta entscheidend das Schicksal Deutschlands nach dem Kriege mitbestimmt hat. Mrs. Roosevelt fuhr auch durch unsere Trümmerlandschaften, eilte flüchtig durch einige Elendslager und erklärte überraschend auf einer Pressekonferenz, die Bevölkerung Deutschlands sei „unverhältnismäßig gut gekleidet und ernährt“. Konnte oder wollte sie nicht sehen, was wir alle sahen?

Mrs.
Sah
und



Mrs. Roosevelt ging vorbei . . .

Sah sie die Gesichter der Menschen nicht, die seit Jahren in Lagern dahinvegetierten? Sah sie nicht das Leid und die Bitternis darin? Sah sie nicht die Blicke der Hoffnungslosigkeit, die ihr aus glanzlosen Augen folgten?



Mädchen auf gerader und schiefer Ebene. Hier, das Mädchen mit dem offenen Blick, an einer Tankstelle arbeitend. Lilli war 19 Jahre, bediente von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends die Kunden ihres Vaters. Fröhlichen Herzens spielte sie Mädchen für alles.

Und dort, ein anderes Mädchen, das mit gesenktem Kopf vor dem Richter saß – von amerikanischer Polizei aus einer Kaserne geholt: Marketenderin billiger Liebe, – vom großen Strudel erfaßt und mitgerissen, ohne Vater und Mutter, die der Krieg verschlungen hat.



Aus ehemaligen „Feinden“ wurden Freunde fürs ganze Leben: ein Deutscher, der Flugzeugführer Kupski, rettete während seiner Gefangenschaft in Frankreich dem Amerikaner LaSalle, der mit seiner Maschine gegen den Grat des Mont Cheval Blanc gerast war, das Leben. Er rettete damit auch das Glück zweier Liebender. Als „best man“ seines ehemaligen Gegners, als Trauzeuge, steht er nun neben dem jungen Paar. Ein Beispiel dafür, wie Menschen über alle Grenzen hinweg zueinander stehen, wenn die Politik sie nicht trennt.







Liebesgaben an die alte Heimat schickten die ausgewanderten Söhne der Stadt Pforzheim aus Amerika. Mr. French, der Leiter der Care-Organisation, sah die Freudentränen hungernder Menschen, als er die ersten Lebensmittelpakete ausgab an blasse, hohläugige Frauen, an unterernährte Kinder, an die Höhlenbewohner der Atomzeit. Schließlich ging er durch die gespensterhafte Ruinenstadt, und sein Blick schweifte unruhig über Grabkreuze, die aus Schuttmassen ragten. „Niemand in Amerika kann ahnen, wie es in Deutschland aussieht und was die Menschen hier leiden“, sagte er erschüttert.



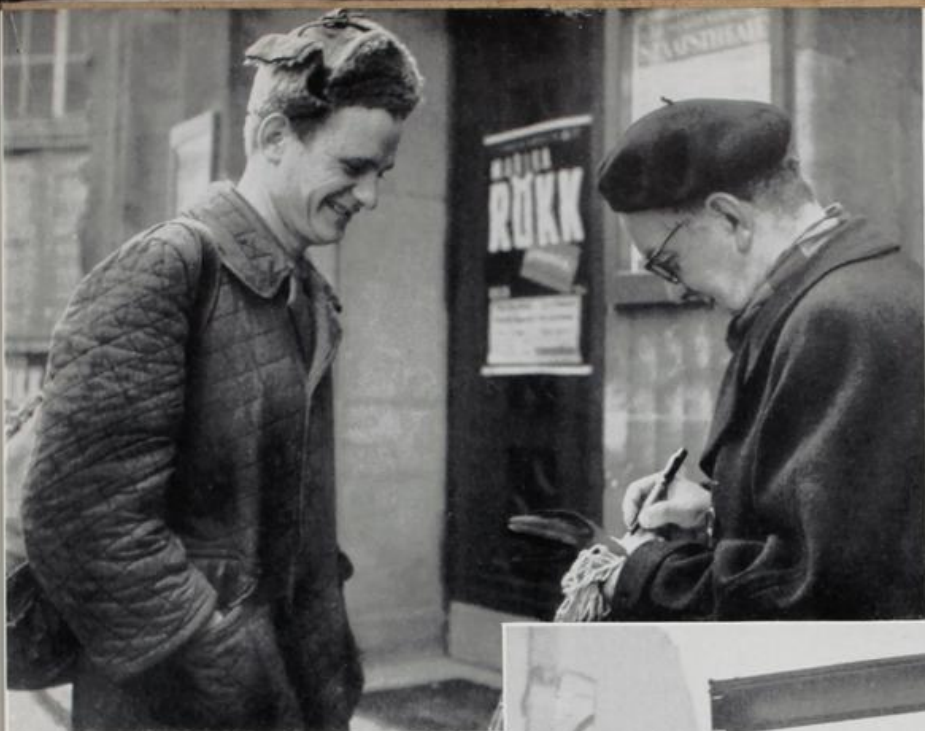
„Man lacht“ – über die kleinen Spielzeugesel? Da stand nun einer von denen, die der Krieg als Krüppel aus seinen Klauen entlassen hatte. Das Plakat, das Wort hatte ihn angelockt – er wollte wohl auch wieder einmal lachen. Er besah sich die kleinen Esel lange Zeit. Aber was gab es denn hier zu lachen? Es half nichts. Sein Gesicht blieb unbewegt, er hatte das Lachen verlernt, mit 18 Jahren, draußen, in der Normandie.



Das sollen Bilder sein? Ehrlich entsetzt waren die beiden Damen, als sie in einer Kunstausstellung nach dem Kriege zum erstenmal Bilder sahen, die in Deutschland zwölf Jahre lang nicht gezeigt werden durften, weil sie als „entartete Kunst“ verboten waren. „Begreiflich“, sagten viele und wandten sich empört ab. „Wieso?“ sagten die anderen, „niemand braucht sich ja Bilder anzusehen oder zu kaufen, die ihm nicht gefallen.“



W
J
n
a
R
D
P
M
m
l
g
d
w
d
z
s
b
i
S
ü
Z
e
E
u
e
k
g
z



War endlich wieder alles wie einst? Junge Menschen, die der Hunger nach einem bißchen Lebensfreude angelockt hatte, auf dem ersten Rummelplatz der Nachkriegszeit. Da stand in aller Armseligkeit ein Pärchen verloren herum. Ein armes Mädchen und ein armer Jüngling, mit einer Papierblume im Knopfloch, die er mit einer Armbrust eben gewonnen hatte. Denn schießen, das war wohl das einzige, was er wirklich gelernt hatte, als er von der Schulbank weg in den Krieg ziehen mußte. Aber in ihren Gesichtern war nichts von dem Zauber zu finden, der die Liebespaare in aller Welt auszeichnet — keine Spur von Seligkeit. Wußten sie überhaupt, was Glück ist? Zu dieser Zeit öffneten auch die ersten Theater wieder ihre Pforten. Erich Ponto, ein großer Mensch unter den großen Darstellern, erfüllte gern die Bitte eines Heimkehrers um ein Autogramm. Dann ging er unter Trümmern hindurch zur ausverkauften Vorstellung.





Bühne und Film spiegeln das Chaos unserer Zeit wider. In seinem Drama „Draußen vor der Tür“ stellte der junge Wolfgang Borchert mit starker Wirkung die Probleme der Überlebenden des Krieges auf die Bretter.

Und
auf
eine
erste
Gest
mal
jene
Und
sein
„Gr
schö
die
vers

Und mit dem Flüchtlingsmädchen Kater schien auf der Leinwand die Not unserer Tage in einem neuen Gesicht, das uns anrührte. Im ersten deutschen Nachkriegsfilm „Zwischen Gestern und Morgen“ spielte Hildegard, damals noch nicht „die Knef“, ein echtes Kind jener Zeit, sich selbst.

Und Kurt Joos kehrte aus dem Exil zurück mit seinem nach dem 1. Weltkrieg entstandenen „Grünen Tisch“, einer dramatischen Tanzschöpfung, einer Anklage gegen die Politiker, die am grünen Tisch das Glück ihrer Völker verspielen – damals – wie diesmal wieder!





Bonn, September 1949. Die Geburtsstunde der Bundesrepublik stand unter dem Zeichen der deutschen Tragödie: die Sieger, in weltanschauliche Lager getrennt, hatten Deutschland in zwei Teile gerissen. Während am Rhein „Die Deutsche Bundesrepublik“ ausgerufen wurde, errichteten die Politiker jenseits des Eisernen Vorhangs an der Spree „Die Deutsche Demokratische Republik“. Ob die Hohen Kommissare, die der ersten Sitzung des Bundestages beiwohnten, diese Lösung wohl wirklich mit echter Befriedigung erfüllte?



Bundespräsident Heuss und Bundeskanzler Adenauer, von Hunger und Sorgen gezeichnet, standen an der Wiege der jungen Bundesrepublik. Welche Zukunft ihr beschieden sein würde, wußten diese beiden Männer so wenig wie alle anderen Deutschen, — vielleicht hing sie aber von ihnen ab, und danach handelten sie. Was sie im einzelnen erreicht haben, ist unermesslich viel, worauf sie insgesamt verweisen dürfen, ist viel mehr: sie haben dem deutschen Namen in der Welt neue Achtung und Geltung verschafft.



Die Plenarsitzungen im Bonner Bundeshaus beginnen mit einem gemeinsamen Gebet der Abgeordneten und der Regierung. Westdeutschlands Parlamentarier bekennen sich in ihrer Mehrheit damit wieder zum christlichen und abendländischen Geist.



De
ch
zu

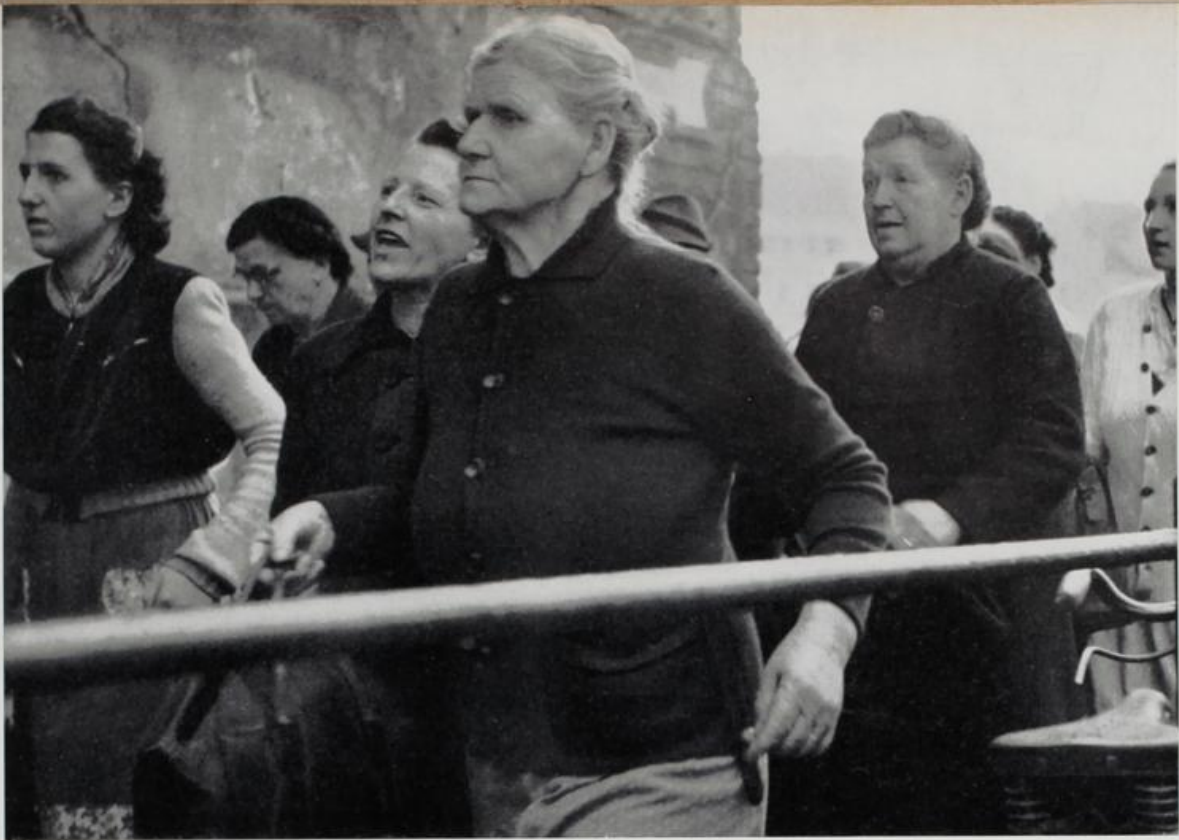


Deutschland in Freiheit wieder zu vereinen, das ist Konrad Adenauers Ziel. Auf welchem Wege es zu erreichen ist, darüber sind selbst seine Anhänger nicht alle einer Meinung mit ihm. Das Vertrauen der Deutschen zu ihm ist aber Jahr um Jahr nur gewachsen, sie übertrugen ihm zum zweiten Male das Bundeskanzleramt.



Seit dem Tage der Währungsreform füllten sich, unter Professor Erhards „Zauberstab“, die Läden Westdeutschlands mit allem, was das Herz der Bevölkerung so lang entbehrte und so heiß begehrte. Vergessen war bald die unselige Zeit der Markenwirtschaft, und Besucher aus den Siegerstaaten fragten zuweilen mürrisch: Wer hat eigentlich den Krieg gewonnen?



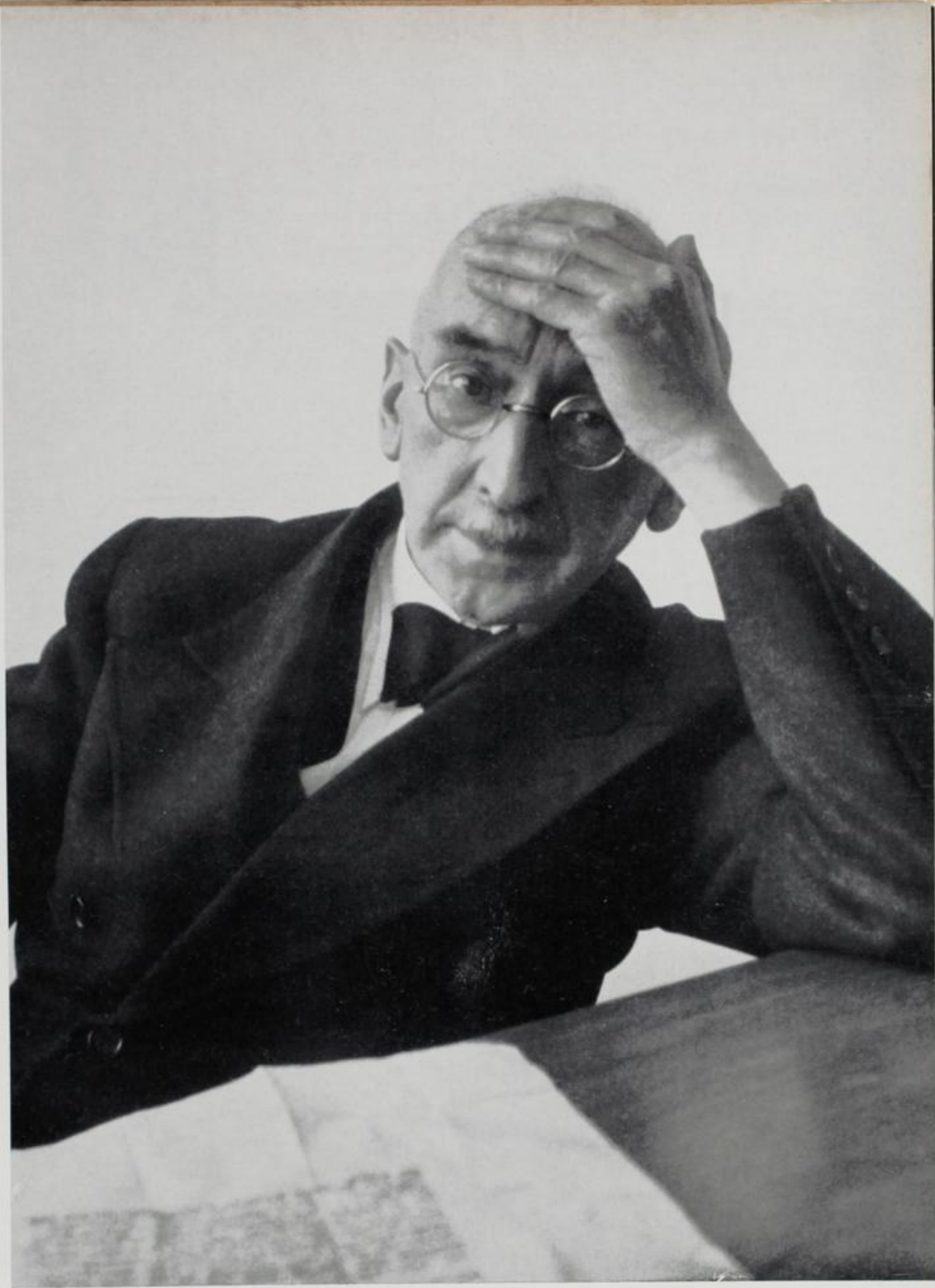


Aber gefüllte Schaufenster bedeuten noch längst keine vollen Einkaufstaschen. Diese abgehärmten Frauen standen eine ganze kalte Nacht lang an und hatten darauf gewartet, früh um 7 Uhr die Freibank zu stürmen – um billiges Fleisch. Und wenn auch die Obststände plötzlich übervoll waren – wie viele Mütter mußten ihre bittenden Kinder wegziehen: „Vielleicht später einmal, das Geld reicht doch nicht . . .“





Werden wir morgen noch Arbeit haben? Von schweren Existenzsorgen bedröhrt, wie diese Arbeiter aus den Münchener Filmateliers, sind ganze Berufsschichten. Dazu kommt ein Proletariat aus Flüchtlingen, Kriegsverwehrten und Hinterbliebenen, ehemaligen Berufssoldaten, Ausgebombten, stellungslosen Akademikern— und Millionen, die im Krieg mit seinen Schrecken seelisch und körperlich alt und gebrechlich geworden sind.



Für sie und viele andere mehr soll der Bundesfinanzminister sorgen. Fritz Schäffer, auf dem undankbarsten Ministersessel, hat die Probleme eines armen Mannes mit einer viel zu großen Familie zu bewältigen. Kein Außenstehender kann ermessen, was es heißt, die Kasse eines Staates zu übernehmen, der nicht nur bankrott ist, sondern auf Generationen hinaus mit Reparationen von astronomischer Höhe belastet ist.

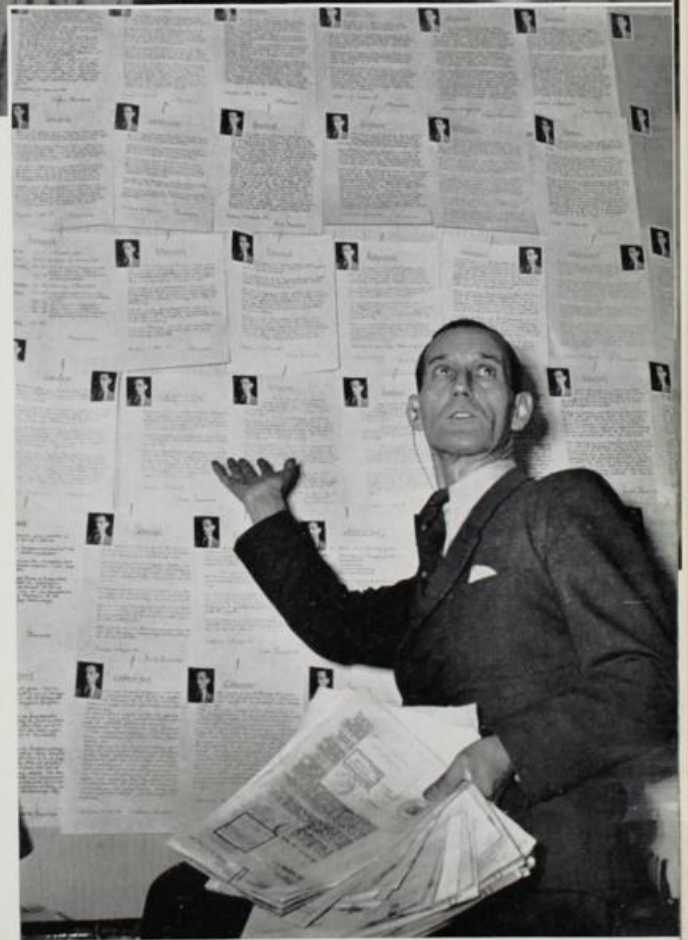
Verständnisvoll schmunzelnd betrachtet der erste Arbeitsminister der Bundesrepublik, Storch, das Bild eines Arbeiters, der seiner Meinung über die Regierung so beredten Ausdruck gibt. „Der hat gut reden“, sagt schließlich der Mann, der selbst einmal an der Werkbank stand, „er hat nur für sich zu sorgen – von mir erwarten Millionen Arbeit und Brot. Ich wünsche ihm meine Kopfschmerzen nicht...“



Hier
den
die
sch
tere
sen
nä
gro
ter
leb
Ki
N
te



Hier sind sie, des Ministers Sorgenkinder: Menschen, denen der Segen der Arbeit versagt ist – Männer, die mit vergeblich geschriebenen Bewerbungsschreiben Wände tapezieren können und die das bittere Gefühl haben, mit 50 Jahren schon zum „alten Eisen“ zu gehören. Frauen, denen der Krieg den Ernährer nahm und die Nachkriegszeit ihre Spargroschen. Sie alle stehen Schlange vor den Schaltern der Arbeitsämter. „Wissen Sie, wie wir damit leben sollen?“ fragt die blasse Frau mit den beiden Kindern. Der Mann hinter dem Schalter kennt die Not, sie sieht ihn täglich an aus tausend leiderfüllten Gesichtern, aber wie kann er allen helfen?



Vor dem Bundeshaus drängen sich die Besucher aus allen Ländern der Bundesrepublik. Was tun unsere Abgeordneten, wie arbeitet unsere Regierung, wollen sie wissen und womöglich mit eigenen Augen sehen. Ob sie der Demokratie ihre Achtung bezeugen, oder Zweifel und Kritik äußern wollen, es sind jedenfalls Menschen, die nach vorn schauen.

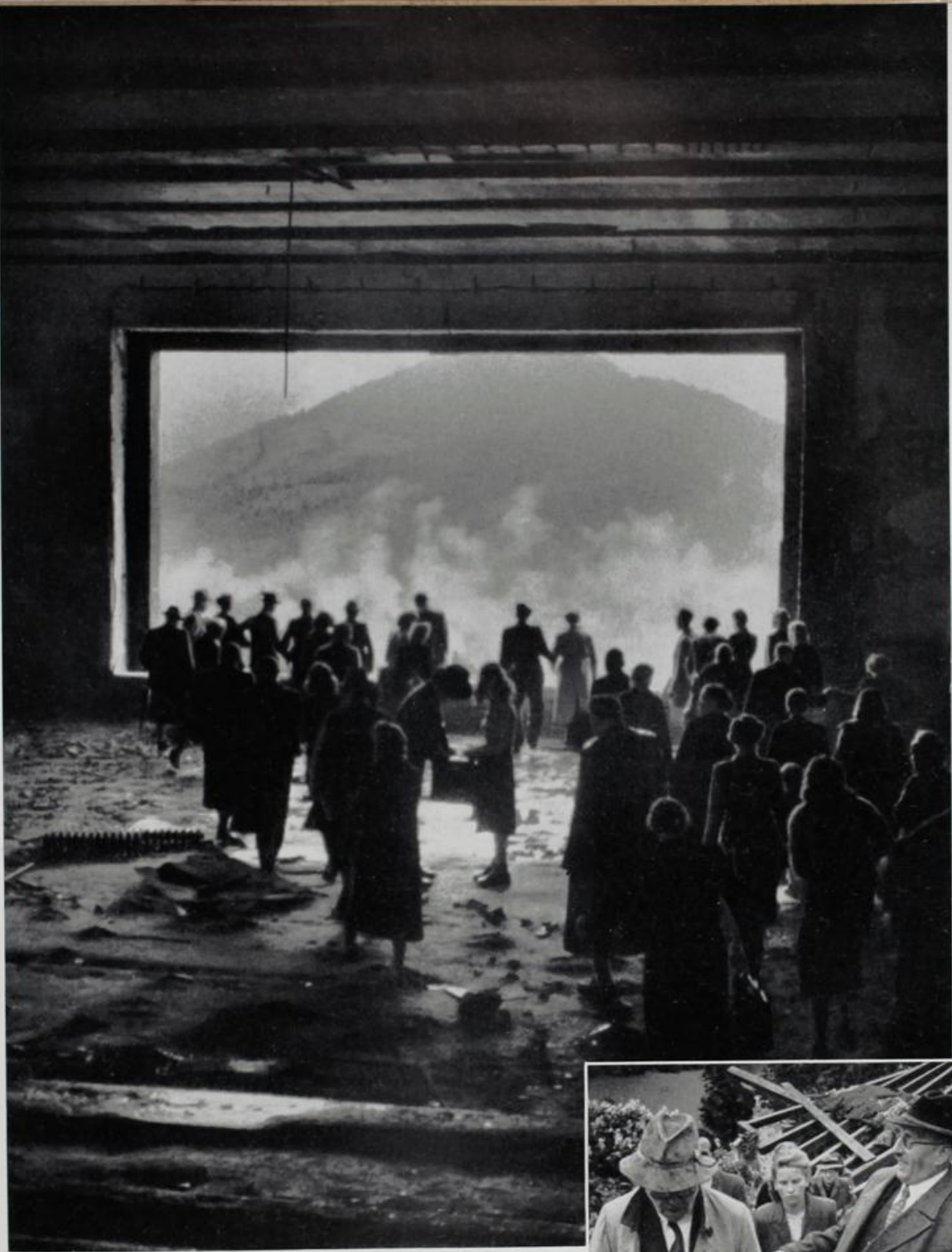


Und da sind die, die den Blick noch einmal zurückwenden, die wie in einer Prozession hinaufwandern auf den Obersalzberg. Viele unter ihnen sind dem Geist der Vergangenheit heute noch – oder aus Enttäuschung schon wieder – so verhaftet, daß sie mit ehrfürchtigem Schaudern jene ausgebrannte Halle mit dem gähnenden Loch des berühmten 5-Meter-Fensters betreten, die einst der große Konferenzsaal Hitlers war. Manche Besucher lasen heimlich oder auch ganz offen ein Steinchen aus den Trümmern und nahmen es mit, ein „Souvenir vom Hitlerhaus“.

102



die
des-
ten,
llen
nen
atie
eifel
len-
en.



Wieder andere aber geben angesichts dieser Trümmer einstiger Pracht ihrer Empörung unverhohlenen Ausdruck. — Auch die Reste des Berghofs sind inzwischen gesprengt und verschwunden, Gras wächst nun über jene Stätte.



Professor Heuss empfängt die ersten in Bonn akkreditierten Diplomaten: die Bundesrepublik ist in der westlichen Welt anerkannt. Aber kaum steht der neue Staat auf eigenen Füßen, werden ihm schon – mit allem Nachdruck – Marschstiefel, Uniformen und Waffen angeboten. Denn der kalte Krieg zwischen den Freunden von gestern kann morgen schon ein heißer sein, heißer als alle anderen zuvor. Und so wird der deutsche Soldat, eben noch eine unmenschliche Bestie, aus Acht und Bann heraus über Nacht rehabilitiert.



Wo
kei
teic
de
de
au
zu
de
na
sc
es
A



vest-
llem
eun-
leut-
tiert.

Was gestern noch unvorstellbar, ist heute Wirklichkeit: Sieger und Besiegte erörtern gemeinsame Verteidigungspläne. Theodor Blank, der Chef der deutschen Delegation, besucht, gefolgt von den deutschen Generalen a. D. Speidel und Heusinger, auf dem Petersberg General Ganeval. Vor der Tür zur gemeinsamen Tafel ließ der Franzose höflich dem Deutschen den Vortritt: „Bitte, Monsieur Blank, nach Ihnen!“ Die Hohen Kommissare sind, wie es scheint, mit dieser Entwicklung sehr zufrieden. Ob es ihre Völker, ob es die Deutschen auch sind? — Aber wird man sie, käme es darauf an, fragen?



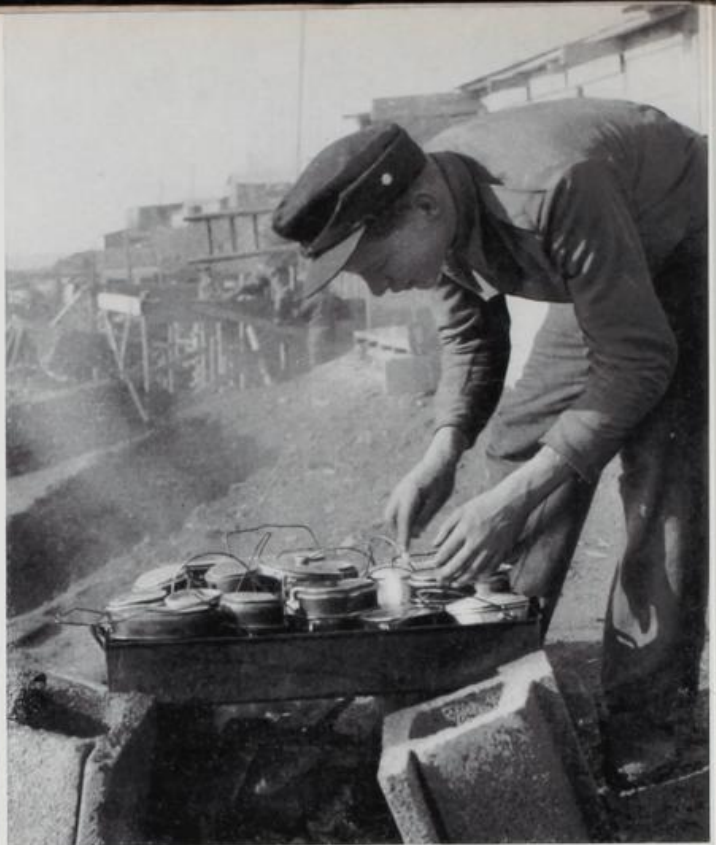


In einem kleinen Dorf der Schwäbischen Alb weinten viele Frauen . . . Vor dem großen Krieg mußten sie ihr Dorf verlassen, weil es Truppenübungsplatz der deutschen Wehrmacht wurde. Als der Krieg zu Ende war, wollten sie wieder heim. Sie schrieben sich die Finger wund: „ . . . der Krieg ist doch aus, wir wollen wieder nach Hause . . .“ Aber es stimmte gar nicht: der Krieg ist heute noch nicht aus für sie. Denn in ihrem Dorf wird weiter Krieg geübt. Nur daß jetzt ihre Äcker von amerikanischen Panzern gepflügt werden.



Als sie sich zu einem Heimattag, 10 Jahre nach ihrem Auszug, wiedertrafen, wurde ihnen das Herz schwer. Ihr Dorf, bis zum Kriegsende unzerstört, ist heute eine einzige Ruine. Kaum fanden sie sich noch zurecht. In der kleinen Kirche stand die ganze Gemeinde und betete inbrünstig: „Herr, schenk uns endlich Frieden.“

Rings um uns her ist eine friedlose Welt. Ist es nicht das gleiche Bild? Wie damals, drüben in Rußland, fern der Heimat, der deutsche Soldat sorgenvoll in die Zukunft blickte, so geht es heute dem amerikanischen – in Deutschland, fern seiner Heimat. Denn was er vor sich sieht, läßt keinen Gedanken daran aufkommen, daß er so bald wieder die Uniform ausziehen und wieder Brote backen kann, daheim, in Vaters Backstube wie einst.



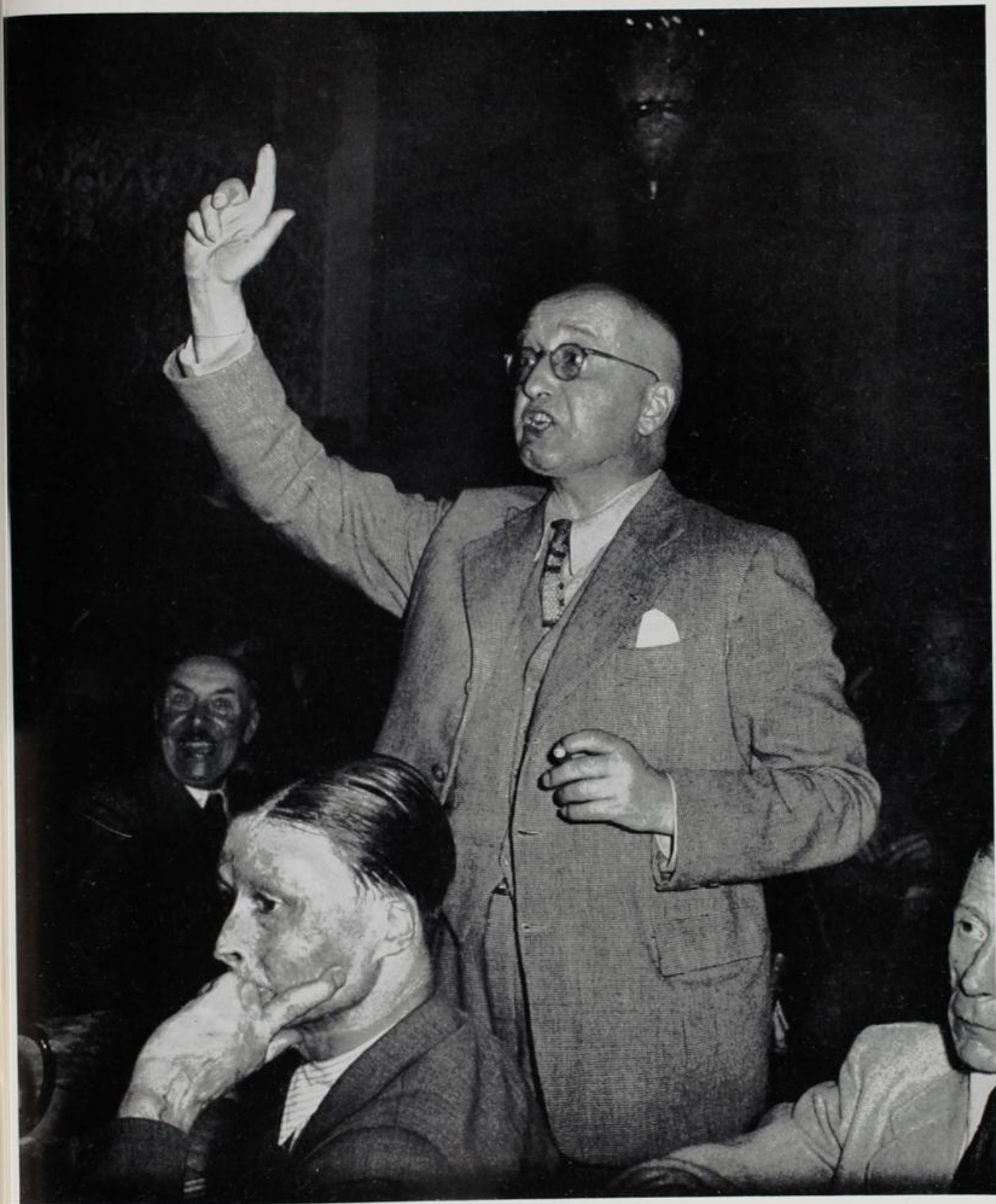
D
se
A
w
W
ri



Denn hier hausen sie noch – oder schon wieder – in Baracken und Kasernen. Eine amerikanische Soldatenstadt wird in der Pfalz von deutschen Arbeitern aus dem Boden gestampft, und die Arbeiter tragen Bruchstücke von deutschen, russischen, amerikanischen Uniformen aus dem letzten Krieg. Wohin geht unser Weg? fragt sich heute der kleine GI. Und die Bauern ringsum schütteln die Köpfe: Es wird doch nicht noch einmal losgehen?



Für und gegen den EVG-Vertrag, für und gegen eine neue deutsche Wehrmacht – in zahllosen Versammlungen wird leidenschaftlich diskutiert, prallen die Meinungen heftig aufeinander: „Nie wieder eine Waffe in die Hand“, schwören die einen; „wir müssen Europa verteidigen, oder wir werden vom Bolschewismus überrannt“, warnen die anderen. Eine Frau, eine Kellnerin, steht im Hintergrund und blickt angstvoll zu ihnen auf: „Um Gottes willen, reden die schon wieder vom Krieg?“ Einer aber, von den Flammen des letzten Krieges gezeichnet, sitzt still dabei – und schweigt.

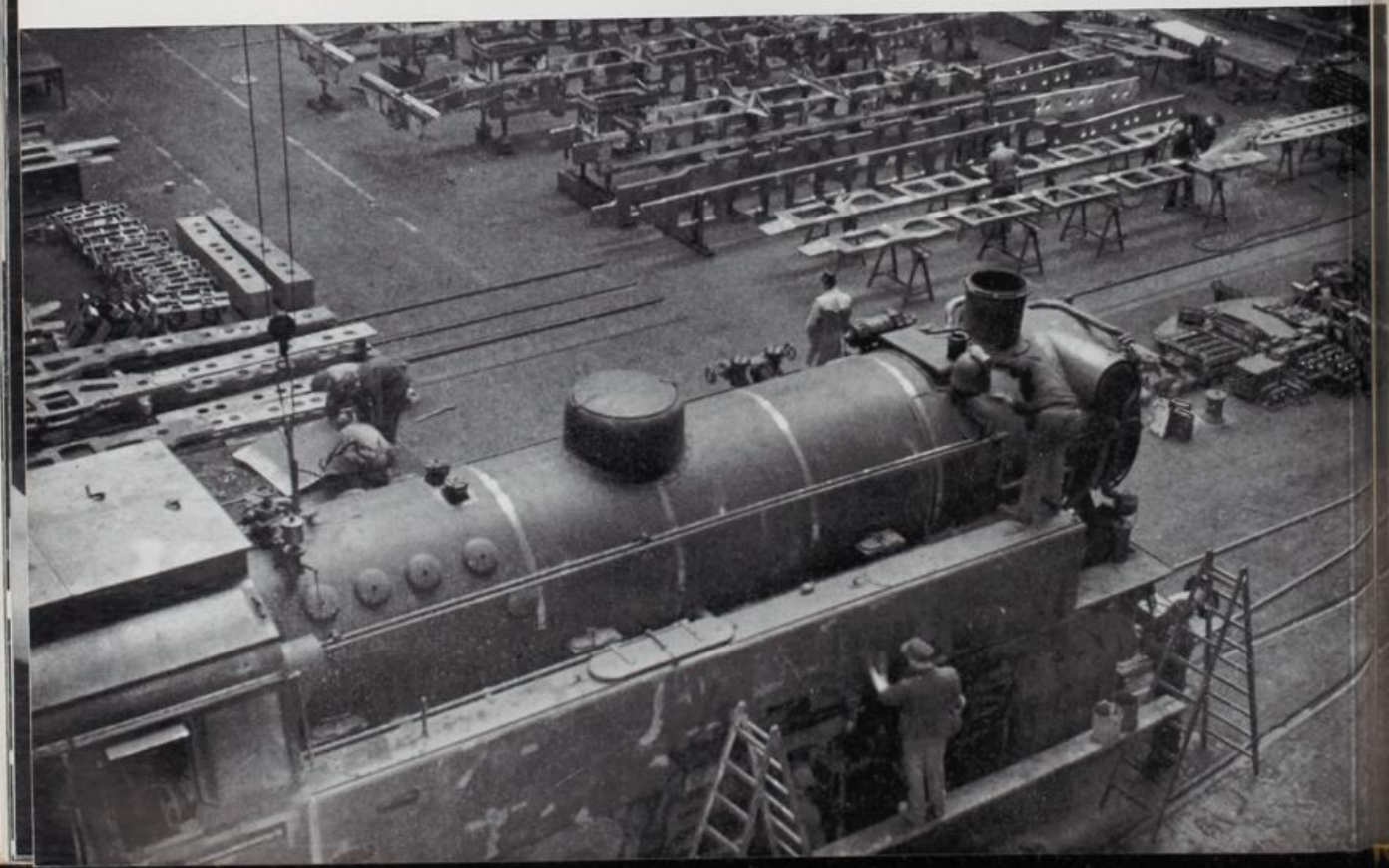
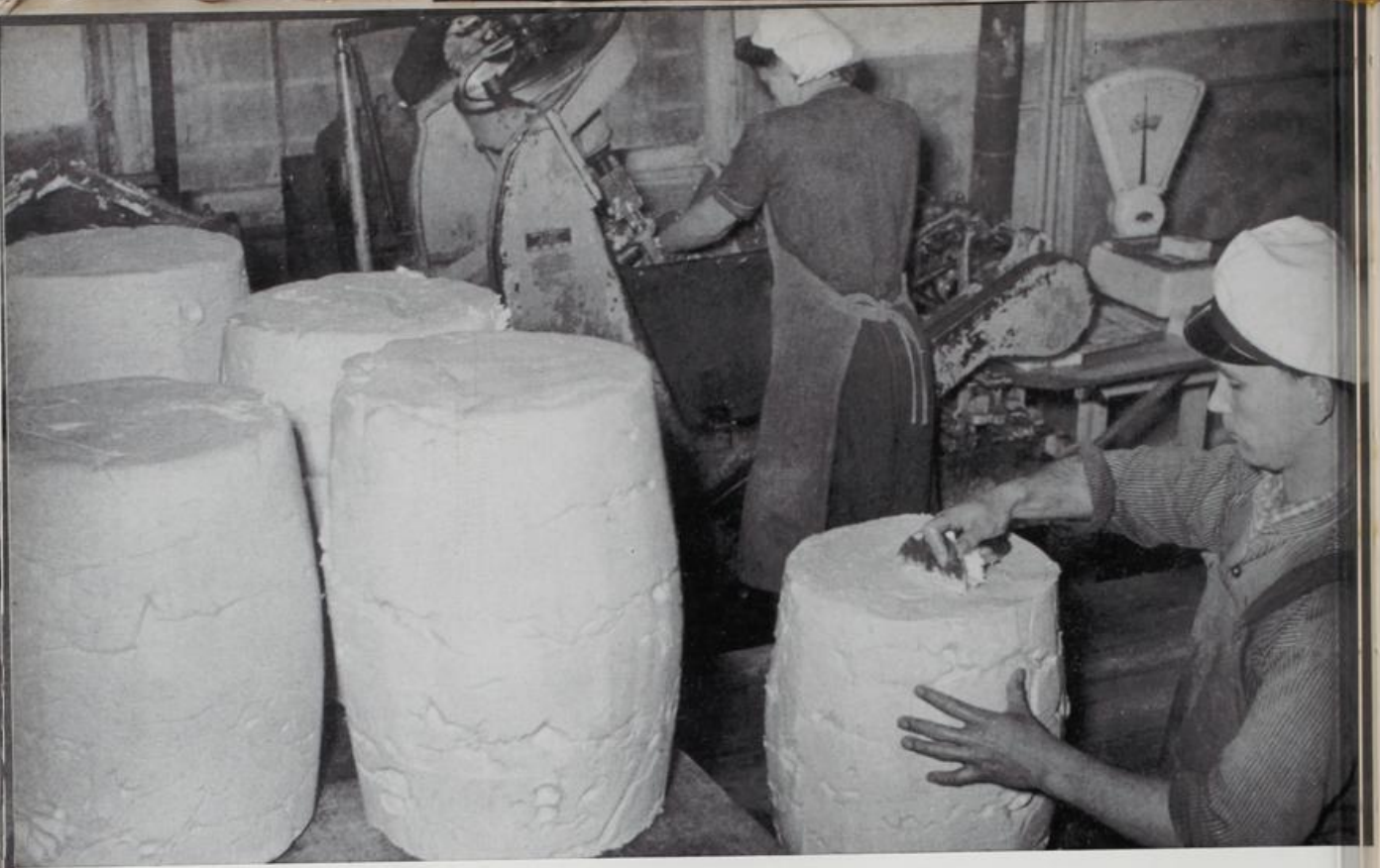


g, für
Wehr-
ungen
rallen
„Nie
chwö-
a ver-
sche-
eren.
Hin-
nen
chon
von
s ge-
eigt.



Aber während die meisten Menschen überall auf der Welt mit Sorgen in die Zukunft blicken, die Opfer des letzten Krieges noch um eine kümmerliche Existenz kämpfen, tausend Ruinen uns auf Schritt und Tritt an das Vergangene erinnern, meldet sich trotz allem ein neues Leben an. Vergessen wir nicht die ausgestandenen Leiden allmählich, sind wir nicht doch so weit gesundet, daß wir wieder lachen – oder wenigstens lächeln können? Haben die meisten von uns heute nicht ein Dach über dem Kopf, ist das Leben für uns nicht wieder lebenswert geworden? Aus der Tiefe sind wir, wenn auch mit Mühen, ans Licht gestiegen, haben den Neubau der Nation bezogen und das vollbracht, was in der Welt als „das deutsche Wunder“ angesehen wird: wir haben die Kraft gefunden, unser nationales Unglück zu überwinden. Heute beneidet uns ganz Europa um den Fortschritt der letzten Jahre, und das Wort „Made in Germany“ hat im Welthandel seine alte Geltung. Was 1945 noch ein trostloses Häufchen Ziegel war, hat sich wieder zu einer Gestalt gefügt.







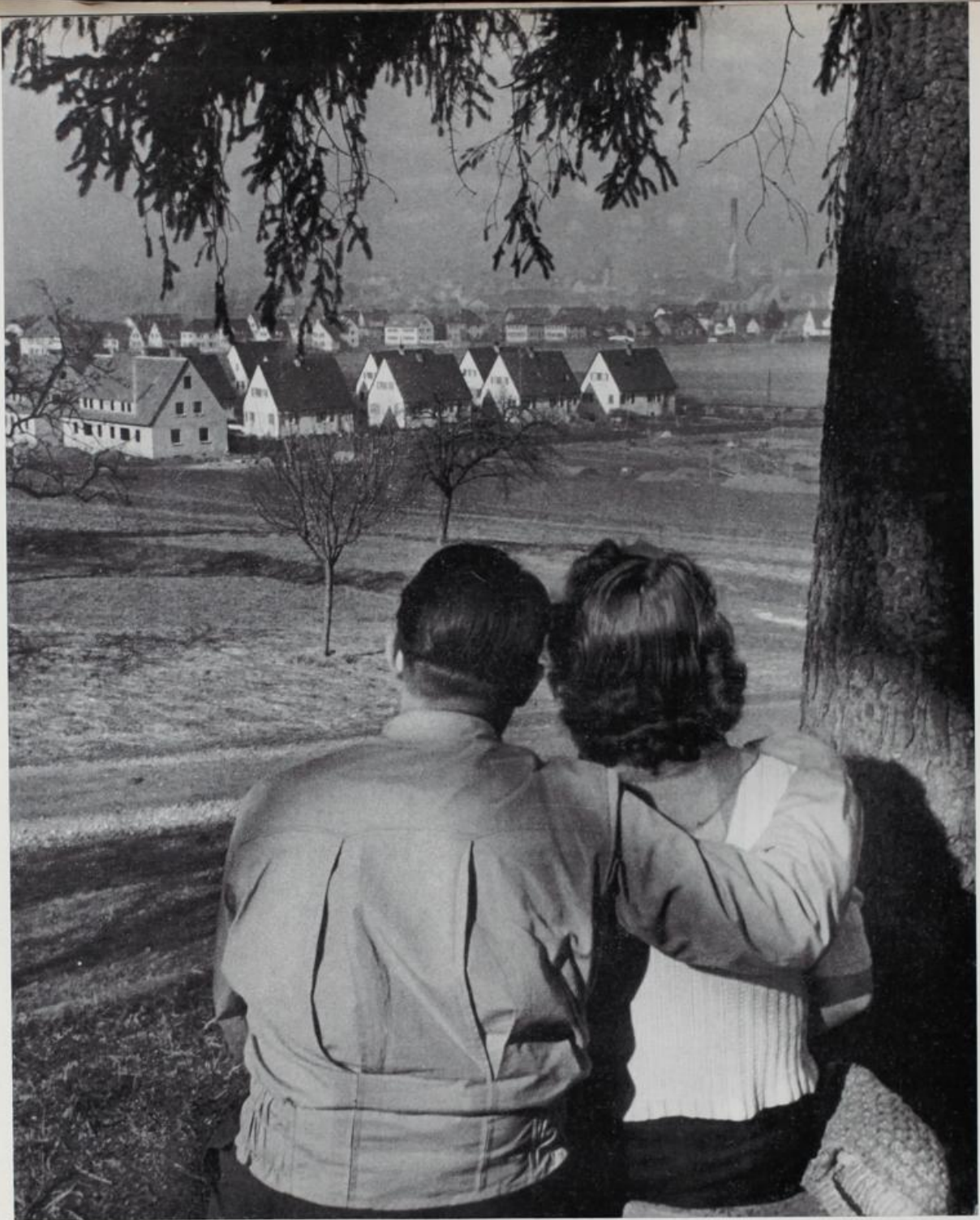
Kanonen statt Butter? Butter statt Kanonen heißt es heute in einem Betrieb, der mit vielen anderen auf dem Gelände von Krupp in Essen eingezogen ist. Krupp, dessen alter Arbeiterstamm sich geschworen hat, nie wieder eine Waffe zu bauen, liefert jetzt, im friedlichen Wettbewerb mit anderen Fabriken, Lokomotiven für Deutschland, für Europa, für die ganze Welt. So hat sich die deutsche Industrie wieder hochgearbeitet. Mit ihr ist der deutsche Arbeiter begehrt und als Konkurrent auf dem Weltmarkt schon wieder gefürchtet.



Und auch viele von den Unglücklichsten haben ihr Unglück im Herzen überwunden. Hingegeben spielt der Kriegsblinde mit seinem Kind. Zärtlich streicht er ihm über das Haar und läßt es dann auf seinen Knien reiten. Vergessen ist der Schmerz vergangener Jahre. Liebe geben, das ist jetzt der Sinn seines Lebens.



Temperamentvoll wie in unbeschwerten Jahren springt der Amputierte bei einem Fußballspiel auf und schreit jubelnd wie in seiner Jugend: „Toor“. Seine Prothese blieb zu Hause. „Wissen Sie, damit kann ich hier nicht rumspringen, das muß ich aber bei so einem Spiel, keine zehn Pferde könnten mich halten . . .“



Eine neue Jugend wächst heran, sie hat Ideale und ihren Glauben wie jede Jugend. Wird sie wieder so erbarmungslos enttäuscht und um ihr Lebensglück betrogen werden wie jene, die 1939 in den Krieg geschickt wurde? Millionen Eltern klammern sich an die einzige Hoffnung, daß ein Wunder geschehe, daß die Leiden, die sie ausgestanden haben, aufgewogen und ihren Kindern angerechnet werden.



Geschehen etwa keine Wunder? fragt der Autor, und er erzählt: Sieben Jahre nach jenen Schreckenstagen, in denen ich eine Frau um das Leben ihrer Kinder beten sah, den Blick zum Himmel gewandt, kam ich wieder nach Remagen – mit den Bildern von damals. Und ich fand sie alle wieder: die Frau, das angstvoll aufblickende Mädchen, die Jüngste, damals noch im Körbchen, und die Tante hinter ihnen. Und uns einte die Bitte: „Gebe Gott, daß keines wieder in solche Angst und Verzweiflung gestoßen werde!“



wieder
Krieg
hehe,
rden.



Haben wir das wirklich erlebt? Da wurde eine Frau aus den Trümmern eines Hauses geborgen, das eine Bombe wie eine Streichholzschachtel zusammengedrückt hatte. Wer war diese Frau? Eine Mutter vielleicht – und wo waren ihre Kinder? Damals, als ich die Aufnahme machte, wußte ich nichts von ihr. Sie war eines der Millionen namenloser Opfer des Luftkrieges. Vielleicht hatte sie nicht einmal die nächste Stunde überstanden. Und nun saß ich vor ihr. Ich zögerte lange, ihr die erschreckenden Bilder von damals zu zeigen.



„O Gott — diese Frau auf der Bahre, das war ich?“ Erschüttert betrachtet das Ehepaar die Bilder einer schrecklichen Zeit. „Weißt du noch, Vater? Als sie mich rausholten, da warst du noch unten . . . dich haben sie doch erst nach Mitternacht gefunden . . .“, und ihre Augen füllten sich mit Tränen: Ihr jüngstes Kind blieb, mit siebzehn anderen Toten, unter den Trümmern. Wie war dieser Schmerz zu ertragen! Aber das Leben mußte weitergehen, denn da waren ja noch zwei Kinder, die Vater und Mutter brauchten.



„Das ist ja unser Mädel, unsere Elly . . .“ Damals war ihre Tochter noch ein Kind. Ein Kind, das um das Leben seiner Mutter zitterte: „Nein, nein, ich will nicht weg — meine Mutter ist doch noch unten, Mutti, Mutti, wo bist du?“ Hilflos krampfen sich die Finger der Vierzehnjährigen zusammen. Sie fliegt am ganzen Leibe. Eben wurde sie von den Helfern als erste aus dem zusammengestürzten Keller ihres Elternhauses gerettet.



Leben
Mutti,
Leibe.
rettet.

Sieben Jahre später: „Unglaublich – das soll ich sein?“ fragte mich die junge Frau und zeigte ihrem Mann das Bild von damals. Ja, das Unglaubliche ist Wirklichkeit: aus dem schluchzenden Schulmädchen, dem Kind jener Frau auf der Bahre, ist eine junge Mutter geworden, die heute glücklich lächeln kann. Die Schreckentage ihrer Kindheit wird sie wohl nie vergessen – aber die Erinnerung daran hat ihren Schmerz verloren.



Und hier der Bruder des Mädchens – mit blutendem Kopf führte ihn ein Freund zum Verbandplatz. Seine Mutter, eben jene Frau auf der Bahre, hatte sein und seiner Schwester Leben mit ihrem Leibe geschützt. Die Freunde von damals sind seitdem treue Gefährten . . . In diesen Bildern ist das Schicksal einer ganzen Familie wieder lebendig geworden – ein Schicksal, wie es ähnlich Millionen in Europa betroffen hat.



Noch einer erkennt sich auf den Bildern von damals: Feuerwehrführer Stöcker. Noch immer kommandiert er die Remagener Wehr. Die heutige Zeit will ihm gar nicht gefallen. Sein Blick geht hinauf in einen Himmel, in dem Düsenflugzeuge heulend dahinjagen. „Damals waren es Bomber – heute sind es Düsenjäger, manchmal denke ich, es ist der Teufel selbst, der da oben rumsaust. Was soll bloß daraus werden?“

In den uralten heiligen Schriften der Orientalen heißt es: „Mache deine Felder urbar. Es ist besser, sechs Geviertspannen dürrer Landes urbar zu machen, als vierundzwanzig Schlachten zu gewinnen.“ Die Bilder dieses Buches aus unseren Tagen sprechen die gleiche Sprache: Sollte die Zeit der Kriege mit diesem letzten, den wir hinter uns haben, nicht vorbei sein, so wird das Leben auf dieser Erde vorbei sein. Dann gehen wir endgültig an dem traurigen und scheinbar unausrottbaren Aberglauben zugrunde, die großen Probleme der Politik seien nur mit Gewalt zu entscheiden und nicht mehr im echten Gespräch der Völker zu lösen.



W
G
fig
„I
bl
ch
W



Wohin führt unser aller Weg? Was dieser Welt auch beschieden sein mag: Wir müssen unser Teil zu ihrer Geschichte redlich tun und dürfen nicht müde werden, statt an die Realität der kalten Macht an die mächtigen Möglichkeiten des menschlichen Herzens zu glauben. So wie es Albert Schweitzer einmal gesagt hat: „In dieser Zeit, da Gewalttätigkeit in Lüge gekleidet unheimlich wie noch nie auf dem Throne der Welt sitzt, bleibe ich dennoch überzeugt, daß Wahrheit, Liebe, Friedfertigkeit und Güte die Gewalt sind, die über aller Gewalt ist. Ihnen wird die Welt gehören, wenn nur genug Menschen die Gedanken der Liebe, der Wahrheit, der Friedfertigkeit und der Sanftmut rein und stark und stetig genug denken und leben.“



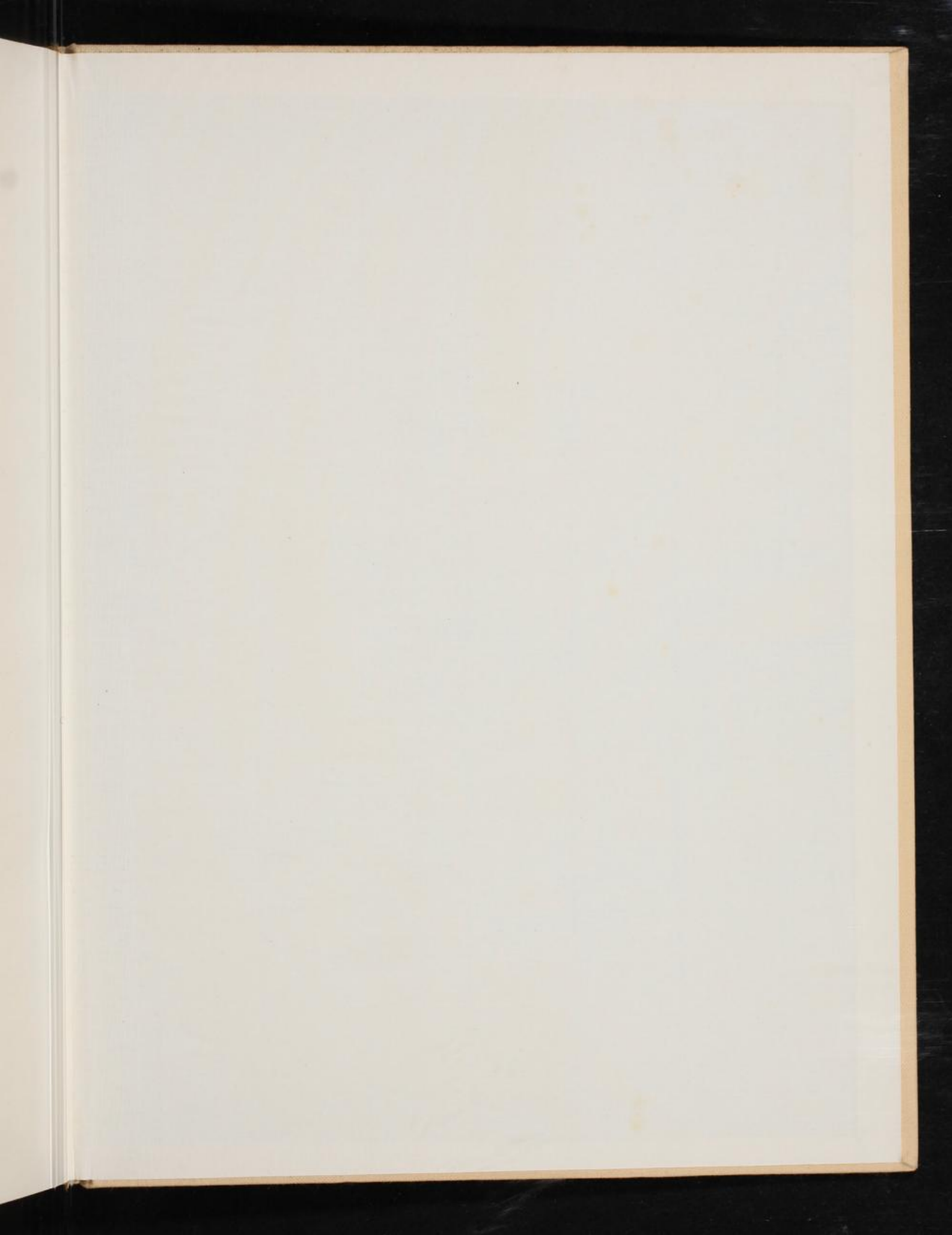
THE
MUSEUM

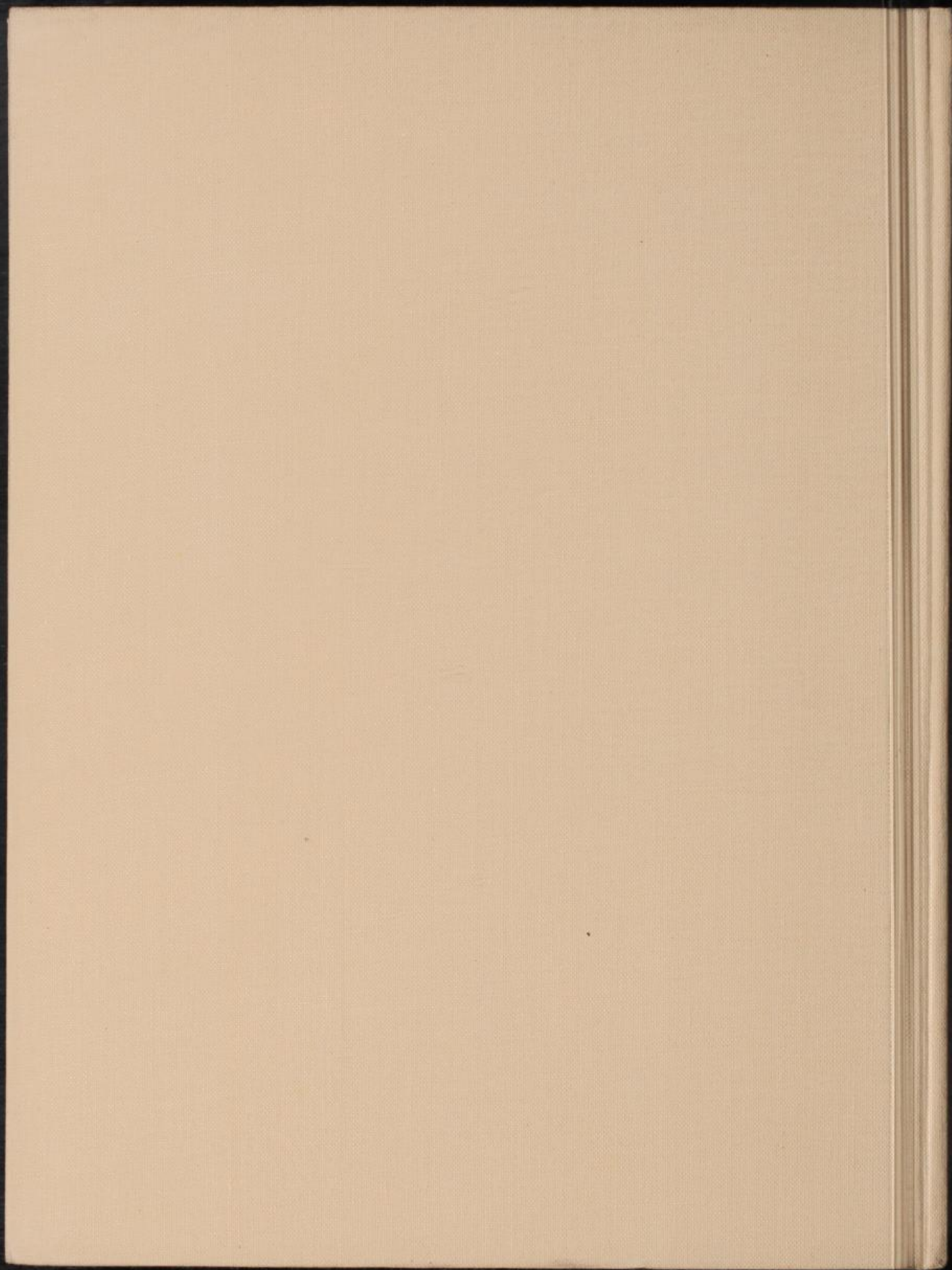
THE
MUSEUM

THE
MUSEUM

THE
MUSEUM

THE
MUSEUM





FRANZ TUMLER

Berlin

Geist und Gesicht

96 Seiten mit 24 Bildern von Fritz Eschen auf Kunstdruckpapier in Ganzleinenband mit zweifarbigem Bildumschlag. Preis DM 6.80

„Eine bildkräftige Darstellung der gequälten deutschen Hauptstadt, neu erlebt von einem Österreicher. Was er sieht, das sehen nicht viele mit so klaren Augen, mit so durchbebtem Herzen. Auch für uns hat Tumler die Kraft, Berlin gegenwärtig zu machen.“

Dr. Jürgen Eggebrecht
Nordwestdeutscher Rundfunk

NORBERT TONNIES

**Der Staat
aus dem Nichts**

Zehn Jahre deutscher Geschichte

225 Seiten, dazu 5 Karten und 20 Bildtafeln. Ganzleinenband mit mehrfarbigem Umschlag. Preis DM 8.80

„Das spannend geschriebene Buch berichtet von zahllosen bisher unbekanntem Vorgängen und gibt wichtige Dokumente im Originaltext wieder, die die Veröffentlichung zu einem bedeutsamen historischen Nachschlagewerk machen.“

United Press

„Es ist gut, daß der Constantin-Verlag zum ersten Male eine zusammenfassende Darstellung dieser bewegten Zeit der jüngsten deutschen Geschichte vorgelegt hat.“

Die Welt, Hamburg

CONSTANTIN-VERLAG
STUTTGART



UB Gießen

OSR

500

HILMAR PABEL

Colour & Grey Control Chart

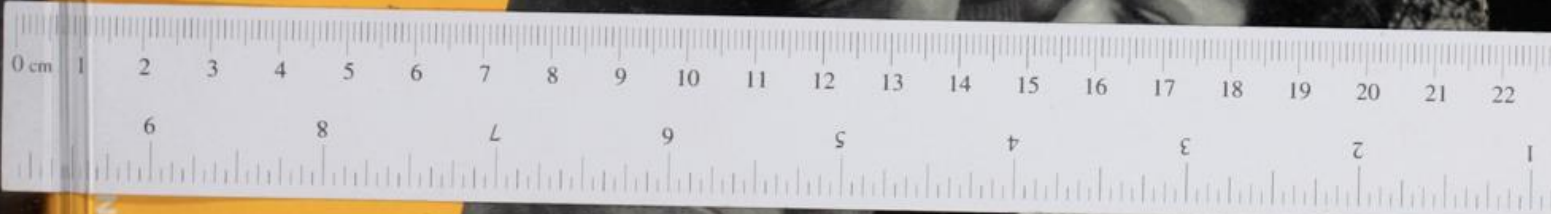
Danes Picta

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta
White	Grey 1	Grey 2	Grey 3	Grey 4	Black



RE SERES LEBENS

DEUTSCHE SCHICKSALS BILDER



CONSTANTIN